



Hochschule Neubrandenburg
University of Applied Sciences

SWP/SN13 Rassismuskritische Bildungsarbeit, Antisemitismus- und Antiziganismuskritik in Ungarn, Teil 2

Exkursion vom 3-8. März 2020, Budapest, Ungarn

Ko-Dozentinnen

Prof. in Dr. Júlia Wéber, FB SBE

und

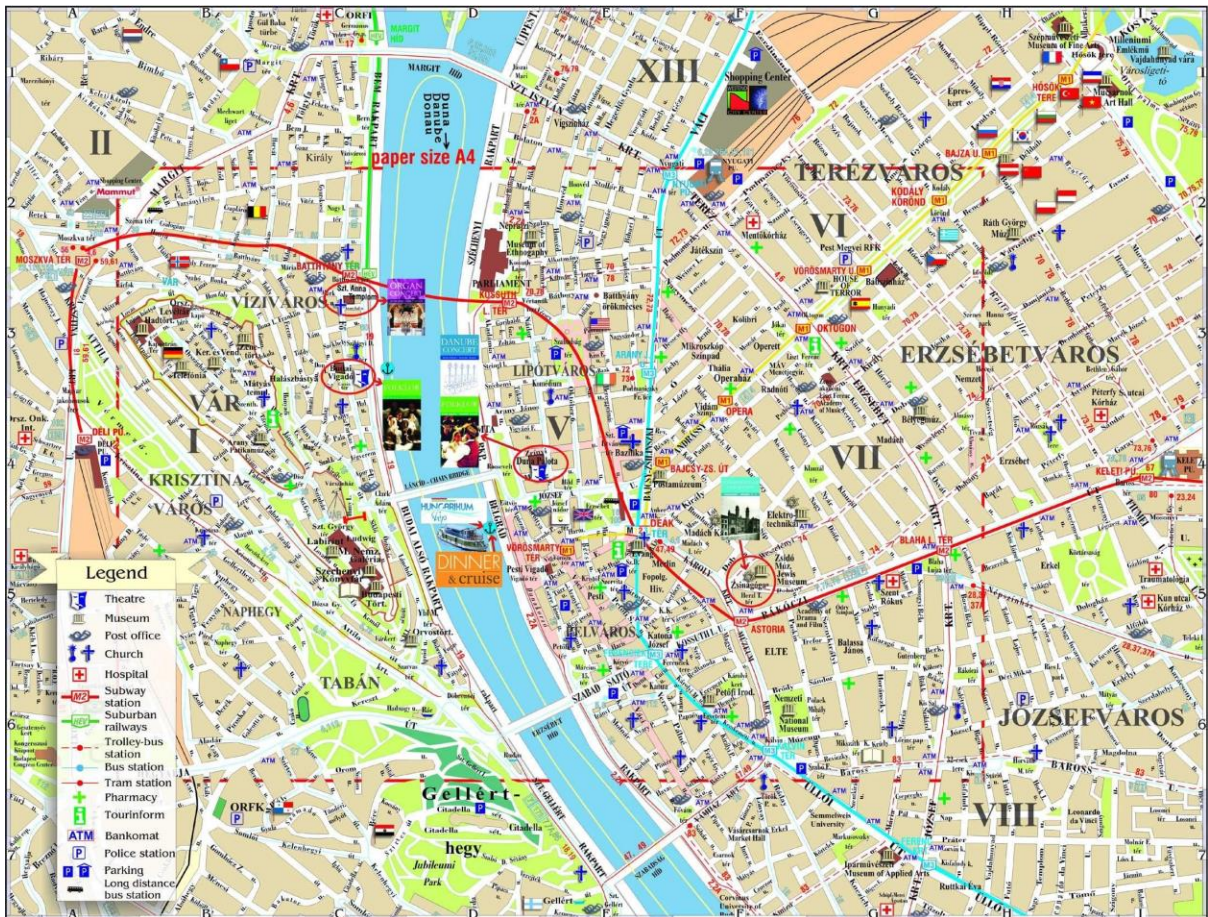
Dr. Constanze Jaiser, zeitlupe | RAA MV e. V.



Exkursionsbericht

Unter Mitarbeit von:

Kamil Alsaed, Ghader Asadzadehnoshahr, Aleksandra Cirstea, Maja Dawidowicz, Leonie Elshof, Stanley Findeisen, Sven-Ole Gottwald, Verena Heidemann, Carla Hildt, Kim Hofeditz, Dr. Constanze Jaiser, Jan Mardorf, Isabell Radau, Lea Rauch, Sophie Ressin, Josephine Schallehn, Gabriel Skrotzki, Liv Sommer, Julia Sprick, Sophie Steinmetz, Felix Sugint, Dr. Júlia Wéber, Mara Welz, Andreas Wennemann



Stadtplan Budapest, Orange Smile

(Quelle: <https://www.orangesmile.com/reiseinfos/budapest/ausfuhrliche-karten.htm>; 21.04.2021)

INHALTSVERZEICHNIS

1 RASSISMUSKRITISCHE BILDUNGSARBEIT, SCHWERPUNKT ANTIZIGANISMUS- UND ANTISEMITISMUSKRITIK – DER BLICK NACH UNGARN ANNO 2020. ZUR EINLEITUNG	3
2 ABLAUFPLAN	26
2.1 Gedanken zur Exkursion nach Budapest: Thema „Antisemitismus und Antiziganismus“	27
3 ZWISCHEN EHRENAMT UND EMPOWERMENT – ROM*NJA IN UNGARN UND DIE SOZIALE FRAGE (MI, 4. MÄRZ 2020)	30
3.1. Real Pearl Foundation – Fachgespräch mit Alíz Kun	30
3.2 „A definition of Social Work in Hungary is difficult“ – Fachgespräch mit Anna Csongor	31
3.3 „Der zerbrochene Spiegel“ – Der Film „Vespa“ von Diana Groó	33
3.4 Das Romani Studies Program an der Central European University (CEU)	47
3.5 Aber was kann Soziale Arbeit tun, um rassistische Strukturen aufzubrechen?.....	49
4 STADTERKUNDUNGEN: UMGANG MIT DISKRIMINIERUNG UND VERFOLGUNG (DO, 5. MÄRZ 2020)	52
4.1 Rom*nja in Geschichte und Gegenwart: Stadtführung I im VIII. Bezirk	52
4.2 „Jüdisches Viertel“ in Geschichte und Gegenwart: Stadtführung II im VII. Bezirk	59
4.3 Reflexion des Stadtteilspazierganges im „Jüdischen Viertel“	61
4.4 Budapester Bäderkultur live – Freizeit im Thermalbad	64
5 UNIVERSITÄRE DISKURSE UND PRAKTISCHE INTERVENTIONEN (FR, 6. MÄRZ 2020)	65
5.1 Diskriminierungsmechanismen der ungarischen Schul- und Bildungspolitik – Fachgespräch mit Dr. Vera Messing	65
5.2 Collage mit Reflexion.....	69
5.3 Besuch der Autonómia Foundation – ein Erlebnisbericht.....	70
6 INDIVIDUELLE STADTERKUNDUNGEN (SA, 7. MÄRZ 2020)	74
6.1 „Schuhdenkmal“	74
6.2 Macht ein Haus glücklicher als eine Wohnung? – Der 3. Bezirk von Budapest	78
6.3 Raus aus dem Touriviertel!.....	79
7 HISTORISCHE LAGE IN UNGARN IN ZEITEN DES ZWEITEN WELTKRIEGS – DAS BEISPIEL DER FAMILIE HOFFMANN	81
8 AKTUELLE LAGE IN UNGARN IN ZEITEN VON CORONA (2020)	91
ANHANG	93

1 Rassismuskritische Bildungsarbeit, Schwerpunkt Antiziganismus- und Antisemitismuskritik – der Blick nach Ungarn anno 2020. Zur Einleitung

geschrieben von Júlia Wéber

1 Menschenrechtsorientierung und Rassismuskritik als Ansprüche Sozialer Arbeit unter rassistischen gesellschaftlichen Verhältnissen – Zur Relevanz der Exkursion

„Der Verlust der Menschenrechte findet nicht dann statt, wenn dieses oder jenes Recht, das gewöhnlich unter die Menschenrechte gezählt wird, verloren geht, sondern nur wenn der Mensch den Standort in der Welt verliert, durch den allein er überhaupt Rechte haben kann und der die Bedingung dafür bildet, daß seine Meinungen Gewicht haben und seine Handlungen von Belang sind.“

(Arendt 2006: 613, zit. n. Spatschek/Steckelberg 2019: 11)

Die demokratiegefährdenden Prozesse und Phänomene wie Rassismus, Diskriminierung, Antiziganismus und Antisemitismus (AAS/LDMV 2018; Decker/Kiess/Brähler 2016; Decker/Brähler 2018; MIE-MV 2019) bieten drängende Anlässe für die Hochschullehre in den Studiengängen des Fachbereichs Soziale Arbeit, Bildung und Erziehung (FB SBE) der Hochschule Neubrandenburg. Im Rahmen der Professur Migrationsgesellschaft und Demokratiepädagogik entstehen seit 2018 neue Lehr- und Forschungsschwerpunkte, die Demokratiegefährdungen als professionelle Herausforderung für soziale Berufe, vor allem für die Soziale Arbeit, aufgreifen und thematisieren. Mit dieser Schwerpunktsetzung geht das Potenzial einher, mit Akteur*innen der organisierten Zivilgesellschaft der Mecklenburgischen Seenplatte im Bereich der Demokratieförderung und der rassismus- und antisemitismuskritischen Bildungsarbeit zu kooperieren.

Von den zahlreichen Kooperationsprojekten des Fachbereichs in den Studiengängen BA Soziale Arbeit, BA Berufspädagogik für sozialen Berufe, MA Social Work und MA Beratung möchte ich in diesem Beitrag ein exemplarisches Beispiel für die langjährige Zusammenarbeit mit Dr. Constanze Jaiser, der Projektleiterin von zeitlupe | Stadt.Geschichte & Erinnerung in Trägerschaft der Regionalen Arbeitsstelle für Demokratie und Toleranz Mecklenburg-Vorpommern e. V. (RAA MV) hervorheben. Seit August 2017 werden verschiedene Themen aus dem Themenkomplex Rassismuskritische Bildungsarbeit mit wechselnden Schwerpunkten in Lehre und Forschung im FB SBE unter der Einbindung der Expertise von Constanze Jaiser bearbeitet. In hierarchiarmlen und partizipativ gestalteten Lehrformaten setzen wir uns dialogisch über die im Fokus stehenden Phänomene auseinander und suchen nach Möglichkeiten der Weiterentwicklung von Lehre und einer Vernetzung mit weiteren Kooperationspartner*innen im Feld bzw. in der Praxis. In den Lehrveranstaltungen öffnen wir das traditionelle Format des Seminars regelmäßig für Workshops, Lesungen, Interviewgespräche mit Expert*innen, Filmgesprächen und Exkursionen. Auch an dieser Stelle gilt mein herzliches Dankeschön an Constanze Jaiser für die bisherige kollegiale Zusammenarbeit.

Anfang März 2020, wenige Tage vor dem europa- bzw. weltweiten „Corona-Lockdown“, boten Constanze Jaiser und ich gemeinsam eine Exkursion zum Thema „Rassismuskritische Bildungsarbeit, Schwerpunkt Antiziganismus- und Antisemitismuskritik in Ungarn“ an, woran 21 Studierende aus den o. g. Studiengängen des FB SBE teilgenommen haben. Unser Reiseziel war Budapest, die Hauptstadt von Ungarn. Wir suchten den Dialog zu langjährigen ausgewiesenen Expert*innen der organisierten Zivilgesellschaft und zu Studierenden, Lehrenden, Forschenden

und Projektpartner*innen um einerseits Einblicke aus erster Hand über aktuelle zivilgesellschaftliche Debatten zum Themenkomplex Antiziganismus- und Antisemitismuskritik zu gewinnen. Andererseits war es unser Ziel, die Perspektive der Lehrenden und Studierenden aus den Studiengängen BA und MA Soziale Arbeit, MA Community and Civil Development Studies an der ELTE Universität Budapest sowie des Romani Studies Program¹ der Central European University (CEU) Budapest auf die interessierten Phänomene kennenzulernen. Der Austausch über die Potenziale einer weiterführenden europäischen Kooperation und die perspektivische Entwicklung interdisziplinärer akademischer Programme mit Fokus auf rassismus- und antisemitismuskritische Bildungsarbeit unter Einbindung der Projektpartner*innen waren auch maßgebliche Zielsetzungen bei der Konzeption der Exkursion.

Die völkisch-nationalistisch geprägte Gesetzgebung seit 2010 verändert in Ungarn die gesellschaftliche Deutung von sozialen Problemen und Problemlagen und übt massiven Einfluss auf die wohlfahrtsstaatlichen Strukturen und Institutionen aus. Angesichts der sich verschärfenden gesellschaftlicher Rahmenbedingungen für vulnerable Gruppen und Menschen in prekären Lebenslagen sind soziale Professionen auf besondere Weise herausgefordert, sich zu positionieren und sich regierungstreuen Professionalisierungsdiskursen zu stellen. Auch für Lehrende bringt die „faschistoide Normierung der Gesellschaft“, wie eine Referentin während unserer Studienreise kritisch formulierte, vielfältige pädagogische Herausforderungen mit sich. Ein Dozent fragte mich bei den Vorbereitungsgesprächen am Telefon: Wie können Studierende auf die vorhandenen Ausgrenzungsmechanismen als Teile gesellschaftlicher Normalität adäquat vorbereitet bzw. dagegen im Rahmen des Curriculums von BA Sozialer Arbeit gewappnet werden?

Im Folgenden nähere ich mich skizzenhaft der jüngsten Geschichte Ungarns und gehe auf zentrale Gesetzesveränderungen ein, die exemplarisch die jüngsten wohlfahrtsstaatlichen Justierungsprozesse der letzten Jahre verdeutlichen (2). Nach einer theoretischen Einführung zu Antiziganismus und dessen Kritik benenne ich aktuelle Phänomene, die die Auseinandersetzung der ungarischen Öffentlichkeit mit diesem Thema prägen und deren Bezüge für unseren internationalen Dialog von besonderer Relevanz waren (3). Im nachfolgenden Kapitel stelle ich diejenigen Personen vor, die sich dankenswerter Weise für ein Fachgespräch im März 2020 bereit erklärt haben, sowie ihre Organisationen bzw. institutionelle Zugehörigkeit (4). Es ist geplant, die Potenzialen und Grenzen des gewählten Formats der Exkursion mit der Studierendengruppe im WS 20/21 gemeinsam auszuloten – aufgrund der Corona-Maßnahmen konnte bisher noch kein persönliches Nachtreffen stattfinden (Stand: Juli 2020). Die Beiträge des weiteren Berichts spiegeln die Sichtweisen und eingenommenen Perspektiven der einzelnen Teilnehmenden wider. Im Namen der Dozierenden bedanke ich mich für die persönlichen Schilderungen der Erfahrungen und Lernprozesse sowie die Reflexionsbereitschaft der Teilnehmer*innen wie auch für ihre konstruktiven Beiträge hinsichtlich der Weiterentwicklung der Seminarkonzeption.

¹ „RSP is a new academic unit at CEU, encompassing the Roma Graduate Preparation Program (RGPP) and Roma in European Societies (RES) initiative“ (CEU 2020).

2 Ungarn heute – 31 Jahre nach der Öffnung des Eisernen Vorhangs²

An der Grenze zu Österreich war Ungarn bis 1989 Teil des sog. Ostblocks und gehört seit der Transformation 1989/90 zu den demokratisch legitimierten Staaten in Mittel- bzw. Osteuropa.³ Die junge Demokratie in Ungarn zeigt in vielerlei Hinsicht, dass die gesellschaftliche Transformation in eine wehrhafte Demokratie nicht erfolgt ist: einem Drittel der Bevölkerung war laut einer Analyse von 2016 egal, ob das Land autoritär oder demokratisch regiert wird. Und auch glaubten die Menschen „nicht mehr, dass die Demokratie ihr Leben wirklich verändern wird“ (Bíró-Nagy 2017: 2; s. auch BpB 2020). Die Gründe für die „illiberalen“ (Orbán 2014) Tendenzen sind vielfältig. An dieser Stelle werden ohne Anspruch auf Vollständigkeit nur einige zentrale Entwicklungen genannt, die einen engeren Bezug zur Exkursionsthematik zeigen.

Laut einer Analyse der Friedrich-Ebert-Stiftung (FES) hat die ungarische Elite nach 1990 die Bedeutung von sozialen Fragen generell unterschätzt. Die Mehrheit der ungarischen Bevölkerung erhoffte sich steigenden Wohlstand und zunehmende soziale Sicherheit. Die inzwischen negative Bewertung des Umbruchs 1989/90 durch die ungarische Gesellschaft wird hauptsächlich auf eine Zunahme von Arbeitslosigkeit, abnehmende soziale Mobilität, größere soziale Ungleichheiten und eine Erosion der sozialen Stabilität zurückgeführt. Soziale Probleme wie Armut, Arbeitslosigkeit und Mängel des sozialen Systems werden von der ungarischen Bevölkerung als ihre dringlichsten Sorgen gesehen. Das Vertrauen in die ungarische Demokratie kann laut der FES dann wiederhergestellt werden, wenn die Lebensbedingungen breiter Bevölkerungsschichten und die Wohlfahrtsprogramme verbessert werden (vgl. Bíró-Nagy 2017: 2).⁴ Auf die Spezifik der postsozialistischen Wohlfahrtsstaatlichkeit in Ungarn kann an dieser Stelle nur marginalst eingegangen werden: Die Wohlfahrtsregime der Visegrád-Staaten (Tschechien, Slowakei, Polen, Ungarn) zeigen sich als „einzigartige Hybride im Anschluss an die bismarckischen vor- und realsozialistischen Traditionen“ (Kollmorgen 2009: 80). In Mitteleuropa lässt sich eine „Regime-(Re-)Kombination [beobachten], die „liberale“, „sozialdemokratische“, aber auch arbeitgesellschaftlich „konservative“ Zielvorstellungen mit institutionellen Versatzstücken und neuen Elementen des bismarckischen Typus hinsichtlich der Akteurkonfigurationen und Regulierungsmodi bei starker Stellung des Staates und nicht zuletzt exogen verursachte (neo-)liberale Finanzierungsformen mischt. Dabei erscheinen die unterschiedlichen Bereiche und Aufgabenfelder institutionell keineswegs aus einem Guss gefertigt und haben sich die Schwergewichte der Rekombinationen über die Zeit der Transformationen deutlich verschoben“ (ebd.).

Die politischen Entwicklungen in Ungarn bilden im europäischen Kontext keinen Einzel- oder Ausnahmefall. EU-weit sind in einer Reihe von Mitgliedstaaten politisch verordnete Menschenrechtsverletzungen im Gange, die mit demokratischen Werten und einer offenen,

² Der hier vorgelegte Beitrag wurde zu einem Artikel für den Sammelband der Trinationalen Tagung „Europäische Gesellschaft(en) zwischen Kohäsion und Spaltung“ der DGSA, OGSA und SGSA 2021 weiter vertieft. Der Band erscheint 2022 in der Herausgeberschaft von Florian Baier, Stefan Borrmann, Johanna M. Hefel und Barbara Thiessen (s.u.: <https://shop.budrich.de/produkt/europaeische-gesellschaften-zwischen-kohaesion-und-spaltung/>; 28.22.22).

³ Je nach Perspektive wird die Lage Ungarns im Karpatenbecken als Mittel- oder Osteuropa eingestuft.

⁴ Laut der FES-Analyse bilden demokratische Werte und Möglichkeitsräume wie politische Partizipation und politische Freiheiten keinen Ersatz für materielle Grundsicherung, materielles Wohlergehen und Arbeitsplatzsicherheit. Eine überwältigende Mehrheit der ungarischen Bevölkerung sieht das Vierteljahrhundert nach der politischen Wende in Bezug auf die sozialen Fragen als „Desaster“ an (vgl. Bíró-Nagy 2017: 2).

pluralen Gesellschaftform nicht vereinbar sind. Seit den Parlamentswahlen vom 11. und 25. April 2010 wurden unter der jüngsten Ära der ungarischen Regierungspolitik⁵ nachhaltige Veränderungen erwirkt, die demokratische Institutionen schwächen, die Grundrechte und die Gewaltenteilung einschränken. Besonders kritisiert wurden – in Ungarn wie international – das neue „Grundgesetz“⁶ und weitere Verfassungsänderungen, die Wahlrechtsreform und das neue Medienrecht (BpB 2020).

Ein Jahr nach der Regierungsübernahme und sechs Jahre nach dem EU-Beitritt hat Ungarn mit der Verabschiedung der neuen Verfassung 2010 das politische Verständnis als ethnisch-kulturell, d.h. völkisch definierte Nation markiert (vgl. Marsovszky 2015: 7). Als besonders umstritten gilt die Präambel der Verfassung mit dem Titel „Nationales Bekenntnis“⁷, wonach Angehörige von Minderheiten, wie beispielsweise der Rom*nja, als Teil der politischen Gemeinschaft, nicht aber als Teil der ungarischen Nation betrachtet werden (BpB 2020). „Erst in Artikel B des Grundgesetzes, Abs. 2 fällt die Benennung als „Republik“ (...), doch sämtliche republikanische Gedanken sind von nationalen Bekenntnissen verdrängt: Der „wichtigste Rahmen unseres Zusammenlebens [sind] Familie und Nation“ (zit. aus der offiziellen amtlichen Übersetzung 2011: 6, s. A. o.).

Bei der erneuten Überarbeitung der Verfassung 2013 durch die Fidesz-KDNP-Regierung wurden die Kompetenzen des Verfassungsgerichts weiter eingeschränkt:

„Das Gericht verlor das Recht auf inhaltliche Prüfung von Verfassungsänderungen. Außerdem soll das Verfassungsgericht sich in seinen Begründungen nur noch auf jene Urteile berufen können, die

⁵ Schon im ersten Wahlgang 2010 erzielte die zur Zeit der Transformation 1989 linksliberale, mittlerweile aber rechtskonservative Partei „Fiatalk Demokraták Szövetsége“ (deutsch: Bund junger Demokraten), abgekürzt „Fidesz“ in einem Wahlbündnis mit der Kereszténydemokrata Néppárt (KDNP, deutsch: Christlich-Demokratische Volkspartei) eine absolute Mehrheit. 52,7 Prozent der Listenstimmen reichten dem Bündnis Fidesz-KDNP für eine Zwei-Drittel-Mehrheit der Sitze im Parlament. Am 29. Mai 2010 wurde ihr Vorsitzender Viktor Orbán (geb. 1963) zum Ministerpräsidenten gewählt. Er hatte dieses Amt bereits von 1998 bis 2002 inne und regiert Ungarn erneut seit zehn Jahren. Die Regierungskoalition Fidesz-KDNP konnte 2010 von der Ausgestaltung des ungarischen Wahlsystems profitieren. Dieses kombiniert ein Mehrheits- mit einem Verhältniswahlrecht, wobei die stärkste Partei überproportional begünstigt wird. Bei der Parlamentswahl 2010 wurden 176 von insgesamt 386 Parlamentssitzen als Direktmandate vergeben, weitere 152 Sitze über regionale Parteilisten. Ein proportionaler Ausgleich, wie zum Beispiel in Deutschland üblich, fand nur begrenzt statt – bei der Verteilung der übrigen 58 Sitze. Mit einer Wahlrechtsreform im Jahr 2011 wurde unter anderem die Zahl der Sitze im Parlament auf 199 reduziert, der zweite Wahlgang und die Ausgleichsmandate abgeschafft sowie die Wahlkreise neu zugeschnitten. Auch bei den Wahlen im Jahr 2014 und 2018 gewann die Regierungskoalition bestehend aus Fidesz und KDNP eine Zwei-Drittel-Mehrheit im ungarischen Parlament, verlor diese aber zwischenzeitlich bei einer Nachwahl. Beide Parlamentswahlen wurden von Wahlbeobachter*innen als frei, aber nicht fair bewertet (vgl. BpB 2020).

⁶ Mit dem „Grundgesetz“ Ungarns wurden die Kompetenzen des Verfassungsgerichts eingeschränkt und beispielsweise sein Recht zur Überprüfung von Steuer- und Finanzgesetzen aberkannt. Die Popularklage, nach der jede*r Bürger*in eine Rechtsnorm auf ihre Verfassungsmäßigkeit überprüfen lassen konnte, ohne selbst betroffen zu sein, wurde abgeschafft. Bis dahin war sie eine ungarische Besonderheit. Zahlreiche sogenannte Schwerpunktgesetze können nur noch mit einer Zwei-Drittel-Mehrheit im Parlament geändert werden.

⁷ Marsovszky weist darauf hin, dass die amtliche deutsche Übersetzung des ungarischen Grundgesetzes (s. unter http://njt.hu/cgi_bin/njt_doc.cgi?docid=140968.234365; 12.07.20) auf der offiziellen Seite der ungarischen Regierung (www.kormany.hu; S. 7) 2014 nicht richtig war. Die wortwörtliche Übersetzung lautet „Nationales Glaubensbekenntnis“ und nicht „Nationales Bekenntnis“ (vgl. Marsovszky 2015: 40, Fn. 80 und ebd.: 41, Fn. 82). Auch zeigen aktuelle Recherchen, dass diese Übersetzung weiterhin Bestand hat, s. u.:

https://nemzetikonyvtar.kormany.hu/download/b/00/50000/n%C3%A9met-magyar_nyomda.pdf; 12.07.2020.

nach Inkrafttreten des neuen Grundgesetzes gefällt wurden. Ferner bekam das neu geschaffene Landesgerichtsamt, dessen Präsident/-in von einer Zwei-Drittel-Mehrheit des Parlaments eingesetzt wird, die Möglichkeit, ausgewählte Fälle bestimmten Gerichten zuzuweisen – diese Regelung wurde als Reaktion auf internationale Kritik wenig später wieder zurückgenommen. Auch in den darauffolgenden Jahren folgten weitere weitreichende Verfassungs- und Gesetzesänderungen. Ein Bericht des Europäischen Parlaments aus dem Jahr 2018 wirft der Regierung Orbán unter anderem Angriffe auf die Unabhängigkeit der Justiz, das Recht auf freie Meinungsäußerung⁸, die akademische Freiheit, den Minderheitenschutz und die Grundrechte von Asylsuchenden und Flüchtlingen vor“ (BpB 2020: o. S.).

Nach der Einschätzung der renommierten ungarischen Soziologin Zsuzsa Ferge (geb. 1931) sagt sich die Regierung Ungarns von den Werten der europäischen Union los, um Ungarn global wettbewerbsfähig zu machen (Ferge 2017).⁹ Durch völkische Regierungstendenzen, welche Ungarn als „arbeitsbasierte Nation“ und „illiberaler Staat“ (Orbán 2014) bezeichnet, wurden durch Gesetzesänderungen und deren Durchsetzung klare antiziganistische, rassistische und diskriminierende Logiken etabliert mit dem Ziel, derartige Handlungsroutinen in der Gesellschaft zu verbreiten. Von (offenen) Formen des Rassismus, von Diskriminierung, Antisemitismus und Antiziganismus sind Personen und Gruppen betroffen, die zunehmend einer Marginalisierung ausgesetzt sind, wie Obdachlose, Menschen in prekären Lebenslagen und Menschen mit Beeinträchtigungen (Ferge 2017).

Die Opposition in Ungarn wurde in den letzten Jahren gezielt aus dem politischen Leben gedrängt. Laut unabhängiger Beobachter*innen wurden Wahlen zuletzt unter dem Eindruck von „einschüchternder und fremdenfeindlicher Rhetorik, voreingenommenen Medien und undurchsichtiger Wahlkampffinanzierung“ durchgeführt (OSZE/ODIHR 2018). Laut der NGO „Freedom House“¹⁰ gestaltet es sich aufgrund der strukturellen Benachteiligung für die Opposition

⁸ 2010 wurden zwei neue Mediengesetze verabschiedet, wonach der Quellenschutz für Journalist*innen gelockert, die öffentlich-rechtlichen Anstalten zusammengefasst und der Mediensektor unter die Kontrolle einer nationalen Aufsichtsbehörde gestellt wurde. Als Reaktion auf Druck aus dem In- und Ausland wurden Teile der Gesetze überarbeitet. 2020 führt die NGO „Reporter ohne Grenzen“ Ungarn in ihrer „Rangliste der Pressefreiheit“ auf Platz 89 von 180 Ländern (2010: Platz 23). Dieser NGO zufolge hat die Fidesz-Partei „die Medienlandschaft in den vergangenen zehn Jahren immer mehr unter ihre Kontrolle gebracht. Die öffentlich-rechtlichen Rundfunksender wurden in einer staatlichen Medienholding zentralisiert, bei der auch die ungarische Nachrichtenagentur MIT angesiedelt wurde. Die Regierung kontrolliere inzwischen den Großteil der Nachrichtenmedien. Mehrfach veröffentlichten regierungsnahen Medien Listen mit regierungskritischen Journalistinnen und Journalisten“ (BpB 2020).

⁹ In ihrem 2017 vorgelegten Werk untersucht Ferge die Zusammenhänge dreier Fragestellungen, nämlich: Welche Zielsetzungen die sozialpolitischen Interventionen der einzelnen Regierungen seit 1989/90 setzten; ob die 25 Jahre (nach 1989/90) als ein zusammenhängender Prozess zu betrachten ist und inwiefern die Interventionen als erfolgreich einzustufen sind. Die Analyse besagt, dass die Ziele intransparent und gegenteilig waren, die Sozialpolitik in Ungarn kein zusammenhängendes System ausmachte und die aufeinander folgenden Regierungen kehrten sogar hoffnungsvolle Entwicklungen immer wieder um. Die Outputs stehend den sozialpolitischen Erwartungen diametral entgegen. Die Human-Investitionen in die Zukunft wie Fachkräftebildung, bessere Gesundheitsversorgung oder Schulentwicklung brachten mehr Misserfolge als Erfolge. Die seit 2010 verfolgte Sozialpolitik ist keineswegs EU-konform, da Ziele wie Bekämpfung von Ausgrenzung und Segregation oder Chancengleichheit für Minderheiten nicht verfolgt werden (Ferge 2017).

¹⁰ „Freedom House is the oldest American organization devoted to the support and defense of democracy around the world. It was formally established in New York in 1941 to promote American involvement in World War II and the fight against fascism“ (Freedom House 2020). Mehr Informationen: <https://freedomhouse.org/about-us/our-history>; 24.06.2020.

zunehmend schwierig, einen Regierungswechsel durch Wahlen herbeizuführen.¹¹ Als einziges EU-Mitgliedsstaat in der EU wurde Ungarn durch das „Freedom House“ im Berichtsjahr 2020 nur als „teilweise frei“ eingestuft. Die ungarische Regierung behindere die Aktivitäten von Oppositionsgruppen, Journalist*innen, Universitäten und Nichtregierungsorganisationen. Die Kritik fokussiert sich zudem auf Korruption, Intransparenz und die fehlende Unabhängigkeit der Gerichte (BpB 2020). Trotz vielfältiger Restriktionen für NGOs¹² werden von der EU finanzierte Projekte für demokratische Bürgerrechtsarbeit durch die Regierung genutzt, jedoch mit der Intention, zivilgesellschaftliche Akteur*innen hervorzubringen, die loyal zur gegenwärtigen Regierung stehen und die perspektivisch als Multiplikator*innen die völkische Logik reproduzieren und danach handeln – wie wir von verschiedenen Referent*innen in Budapest erfahren haben.¹³

Am 18.06.2020 veröffentlichte der Gerichtshof der EU sein Urteil in der Rechtssache C-78/18:

„Die von Ungarn erlassenen Beschränkungen der Finanzierung von Organisationen der Zivilgesellschaft durch außerhalb dieses Mitgliedstaats ansässige Personen sind mit dem Unionsrecht nicht vereinbar.“

Somit bleibt es abzuwarten, welche Auswirkungen dieses Urteil für die Zivilgesellschaft in Ungarn in naher Zukunft mit sich bringen wird.

3 Antiziganismus- und Antisemitismuskritik als Ansprüche an Professionalität in der Sozialen Arbeit

Die Realisierung von universalen Menschenrechten als globales Ziel berührt die Soziale Arbeit als Profession und Disziplin in vielfacher Hinsicht elementar. In den letzten Jahrzehnten wurde Soziale Arbeit als „Menschenrechtsprofession“ (Staub-Bernasconi 2003, 2019) zunehmend theoretisch fundiert und ausdifferenziert. In Theoriemodellen der Sozialen Arbeit wird die Realisierung der Menschenrechte als Realutopie, konzeptioneller Anspruch, ethischer Bezugsrahmen fachlichen Handelns, als Referenz im Umgang mit ethischen Dilemmata sowie zur Orientierung im Umgang mit menschenrechtswidrigen Forderungen konzeptualisiert. Und auch bieten die Menschenrechte eine konkrete Orientierung für fachliches Handeln von Praktiker*innen (vgl. Spatschek/Steckelberg 2019: 11).

¹¹ Auch gilt die Opposition gilt als fragmentiert und ideologisch gespalten. 2018 wurde die rechtsextreme Partei Jobbik (deutsch „die Rechte/die Bessere“) mit über 19 Prozent der Stimmen stärkste Oppositionspartei in Ungarn. Die zweitgrößte Oppositionsfraktion stellt die frühere sozialdemokratische Regierungspartei „Ungarische Sozialistische Partei“ (MSZP), die 2018 in einem Wahlbündnis antrat. Bei den ungarischen Kommunalwahlen im Jahr 2019 hatte das oppositionelle Bündnissystem einen großen Erfolg erzielt: Gergely Karácsony, der Ko-Vorsitzende der grünen Partei „Dialog“ (Párbeszéd) wurde als gemeinsamer Kandidat der Opposition mit absoluter Mehrheit der Stimmen zum Bürgermeister von Budapest gewählt.

¹² Anti-Soros-Gesetz; Lex CEU u.a. Im Urteil Kommission/Ungarn (Transparenz von Vereinigungen) (C-78/18) vom 18. Juni 2020 hat die Große Kammer des Gerichtshofs der EU „einer Vertragsverletzungsklage der Europäischen Kommission gegen Ungarn stattgegeben. Der Gerichtshof hat festgestellt, dass Ungarn diskriminierende und ungerechtfertigte Beschränkungen in Bezug auf einige Kategorien von Organisationen der Zivilgesellschaft und die sie unterstützenden Personen eingeführt hat, indem Organisationen, die unmittelbar oder mittelbar ausländische Unterstützung in einer einen bestimmten Schwellenwert überschreitenden Höhe erhalten, Registrierungs-, Melde- und Offenlegungspflichten auferlegt wurden und vorgesehen wurde, dass gegen Organisationen, die diesen Pflichten nicht nachkommen, Sanktionen verhängt werden können“ (GEU 2020: 1).

¹³ Die Namen der Referent*innen möchten wir an dieser Stelle nicht nennen, um sie zu schützen.

Dieser Perspektive zufolge ist eine Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Phänomenen im Rahmen von Hochschullehre, die die volle Teilhabe an oder die Realisierung von Menschenrechten verhindern oder diesen entgegenlaufen, wie dies im Falle von Anti-Roma-Rassismus und Antisemitismus der Fall ist, unausweichlich. Eine kritische Auseinandersetzung mit diesen Phänomenen im Sinne einer Antiziganismus- und Antisemitismuskritik setzt eine reflexive Offenheit voraus, die auf die (selbst)kritische Dekonstruktion und Reflektion eigener Handlungs- und Denkweisen und Verstrickungen in rassistischen Verhältnissen gerichtet ist.

Rassismus wird in Anlehnung an Attia (2014) als ein gesellschaftliches Machtverhältnis gefasst, das moderne Gesellschaften strukturiert und mit hervorbringt. Die Dimensionen von Rassismus entlang von Aussehen, kultureller oder Religionszugehörigkeit

„gehen ineinander über und überlappen sich, weil es keine klar definierten und voneinander abgegrenzten Gruppen gibt. (...) Diese Gleichzeitigkeit, Pluralität und Komplexität versucht jedoch der Rassismus zu vereindeutigen und zu vereinfachen. Aus diesem Grund setzt Rassismusanalyse und –kritik nicht daran an, der einen, als falsch identifizierten Zuweisung eine richtige entgegen zu setzen. Es geht also nicht darum, Religion durch Nation oder Kultur zu ersetzen oder eine negative durch eine positive Wertung. Vielmehr geht es darum, die Komplexität einer Situation und die Verwobenheit der Dimensionen herauszuarbeiten, die in einem spezifischen zeitlichen und räumlichen Kontext eine Rolle spielen können“ (Attia 2020).

Neben Rassismus verweist Attia auf wesentliche Machtverhältnisse in westlichen modernen Gesellschaften im Zusammenhang mit Geschlecht, Sexualität, Klasse, Alter und Behinderung, die ebenso wirksam und konstitutiv sind und komplexe Wechselwirkungen zueinander zeigen (vgl. ebd.).¹⁴

Rassismus, in der NS-Zeit wie heute, ist, wie Maureen Maisha Auma beschreibt,

„kein individuelles Vorurteil oder eine persönliche Meinung, sondern er drückt gesellschaftliche Verhältnisse und die darin innewohnenden sozialen Machtbeziehungen aus. Rassismus kann sich nicht unabhängig von gesellschaftlichen Machtstrukturen äußern, denn er ist immer auf einen Verstärkungsraum angewiesen: auf die Einheit von Wissen und Institution“ (Auma 2018: 11).

Mit dem Begriffsfeld Rassismus lassen sich

„sowohl größere gesellschaftliche Verständnisrahmen und Ausgangsbedingungen als auch spezifische Formen der rassistischen Diskriminierung z. B. gegen Schwarze Menschen, gegen Jüd*innen, gegen Sinti*ze und Rom*nja oder gegen muslimische oder als muslimisch wahrgenommene Menschen erfassen und analysieren. Auch wenn sie in unterschiedlichen Erscheinungsformen auftreten, basieren alle diese Rassismen auf verwandten Prozessen der Erfindung und Herstellung von Differenz, der Markierung von Differenz und schließlich der Hierarchisierung von Differenz. Damit erfüllen alle diese Rassismen ihre eigentliche und wesentliche Funktion: die Ziehung sozialer Grenzen“ (ebd.)

und die Ausgrenzung bestimmter Menschen als nicht legitim, als nicht zugehörig oder als nicht erwünscht – je nach Definition des konstitutiven „Wir“ im Gegensatz zu den „Anderen“, zu denjenigen, die als fremd gemacht werden.

¹⁴ Die Begriffe Rassismus, Diskriminierung, Antisemitismus und Antiziganismus sind an dieser Stelle nur unzureichend definierbar. An dieser Stelle möchte ich an die Leseliste der Fachgruppe Migraas in der DGSA e. V. verweisen, die vielschichtige Annäherungen an die Begriffe und ihre Kritik vorschlägt. Die Liste ist unter <https://www.dgsa.de/fachgruppen/flucht-migration-rassismus-und-antisemitismuskritik/> abrufbar. Soziale Arbeit mit Roma und Sinti aus kritisch-theoretischer Perspektive verhandelt z.B. Lohse (2016).

Der Begriff des Antiziganismus wurde in den 1980er Jahren geprägt. Auch wie der Begriff Antisemitismus ist er problematisch, weil er die Existenz von „Ziganismus“ oder die des mit bestimmten festgelegten Eigenschaften ausgestatteten „Zigeuners“ voraussetzt, welche „für die Handlungen der Antiziganisten verantwortlich seien“ (Marsovszky 2015: 13). Auch suggeriere der Begriff ein Trugbild einer empirisch nachweisbaren homogenen Gruppe und verwische dabei die Unterschiede bzw. die Heterogenität der Rom*nja-Gruppen. Auch hat die Kritik an der Reproduktion und Perpetuierung der pejorativen Fremdbezeichnung „Zigeuner“ bestand (vgl. ebd.: 14).

Im vorliegenden Bericht wird an der folgenden Definition von Antiziganismus orientiert:

„Antiziganismus ist eine politisch-ideologische Geisteshaltung, die sich gegen eine imagined community – eine vorgestellte Gemeinschaft – richtet. Die Homogenisierung heterogener Individuen und Gruppen wird nicht durch Verwendung eines Begriffs vollbracht, sondern durch diesen lediglich (kritisch) zum Ausdruck gebracht. Mit der Verwendung des Begriffs Antiziganismus zur Bezeichnung der Feindschaft gegen eine vorgestellte Gemeinschaft ist mitnichten die Vorstellung eingeschlossen, dass es sich bei jenen Individuen und Gruppen gegen die er sich richtet, tatsächlich um eine homogene Einheit handele. Es stellt somit keinen Widerspruch dar, den Begriff Antiziganismus in kritischer Absicht zu verwenden und gleichzeitig zu betonen, dass jene Menschen gegen die sich der Antiziganismus richtet, keine tatsächliche Einheit bilden“ (Neuburger 2014, zit. n. Marsovszky 2015: 14).

Der Begriff Antiziganismus drückt die Einheit der Ressentiments gegen Menschen aus, die als „Zigeuner“ gedeutet, markiert, diskriminiert und verfolgt werden (vgl. ebd.: 15). Antiziganistische Ressentiments treffen vor allem die Angehörigen der größten europäischen Minderheit der Rom*nja. Aber auch Arme und Obdachlose können antiziganistisch angegriffen werden. Somit zeigt das Phänomen sich als strukturelle und projektive Feindbildkonstruktion (vgl. ebd.: 17) – europaweit.

Antiziganismus und Antisemitismus weisen, wie Marsovszky herausstellt, Parallelen auf, beide sind auf ein strukturelles Problem zurückzuführen. Bei Antiziganismus handelt sich um Deutungen und Handlungen, die aus (einer kollektiven) „Angst vor dem eigenen Absturz, der Deklassierung, dem Ableiten in die Asozialität und Kriminalität“ (Scholz 2009, zit. n. Marsovszky 2015: 17) heraus wirkungsmächtig sind. Während der Hass gegen sogenannte Asoziale ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vor allem gegen die sog. „Ostjuden“ gerichtet wurde, wurden die Stereotype wie „Bettler“, „Schieber“, „Schleichhändler“ auch „Zigeunern“ zugeschrieben (vgl. ebd.: 18). Vollkommen unterschiedlich zeigen sich die Sinnstrukturen von Antisemitismus und Antiziganismus an folgenden zwei Punkten:

„Zum einen existiert im Antiziganismus nichts, was mit dem antizionistischen Typ des Antisemitismus vergleichbar wäre, zudem wird keine „Weltverschwörung der Zigeuner (analog zum Mythos der „jüdischen Weltverschwörung“) behauptet. Während „die Juden“ des Antisemitismus sowohl oberhalb [...] als auch unterhalb (als „Untermenschen“) der Mehrheitsgesellschaft verortet werden, werden die „Zigeuner“ des Antiziganismus ausschließlich als Untermenschen aufgefasst“ (ebd.).

Soziale Arbeit mit Rom*nja wird in Deutschland als in die rassistische Ideologie verstrickt beschrieben und in Deutschland sind uns Diskussionen unter Praktiker*innen sowie akademische Arbeiten bekannt, die zeigen, dass Anti-Rom*nja-Rassismus ein problematischer Teil des Wissens der Sozialen Arbeit ist (Stender 2016) und nicht Gegenstand der Betrachtung. Im Rahmen der Exkursion war unser Ziel, im Gespräch mit Anna Csongor, András Nun und Angéla Kóczé mehr über die Soziale Arbeit und Community Development mit Rom*nja in Ungarn vor dem Hintergrund der politischen Kultur der letzten Jahrzehnte zu erfahren.

Die „Dialektik der Aufklärung“ (Horkheimer/Adorno 1989) bietet eine Erklärung für die Funktion des Phänomens Antiziganismus im Sinne der Kritischen Theorie. Diese bestehe in der:

„immer wiederkehrende[n] Notwendigkeit für frühbürgerliche wie für moderne Gesellschaftsformen, die gesellschaftlich geteilte Erinnerung und die in zahlreichen Manifestationen aufgehobenen Spuren der vorgängigen, vormodernen Gesellschaftsform zu verdrängen und auszutreiben. Dies ist insbesondere notwendig, weil jene vorgängigen Sozialisationsformen durch ihre Aufladung mit den gesellschaftlich tabuierten und deshalb ersehnten Regungen der (früh-)bürgerlichen Gesellschaften zu einer Wunschvorstellung und damit zu einer Gefahr für bestehende Herrschaftsverhältnisse werden. Dieser Gefahr kann sich entledigt werden, indem jene Individuen und Gruppen, die vermeintlich dieses vorbürgerliche Glück leben, weil es auf sie projiziert wird, nochmals real verdrängt, ausgegrenzt und verfolgt werden. Die nichtbürgerlichen Sozialisationsformen finden sich somit als Projektionen des Antiziganismus in den Wunsch- oder Verachtungspantasten der (früh-)bürgerlichen Gesellschaften als kollektive Gegenbilder wieder“ (End 2016: 82).

Ungarn wird Antiziganismus als eines der virulentesten Ressentiments der Gegenwart bescheinigt, während ein kritisches Bewusstsein für Antiziganismus der Gesellschaft kaum existiere (vgl. Marsovszky 2015: 21). Der Begriff Antiziganismus selbst ist in Ungarn wenig bekannt und kaum gebräuchlich. Dies zeigt sich u. a. daran, dass in Forschungen zur antiziganistischer Diskriminierung Probleme an die „Volksgruppe“, „Ethnie“ oder „Nationalität“ der Roma*nja adressiert werden und nicht an „die Mehrheitsgesellschaft, bei der das Problem eigentlich liegt“ (ebd.). Unklar ist bis heute, wie viele ungarische Rom*nja Opfer des Porajmos im NS (deutsch „das Verschlingen“) wurden. Die Zahlen werden zwischen 5000 Opfern (Karsai 1991) und 30.000 Opfern (Komitee der Verfolgten des Nazi-Regimes (VVN), Horváth 2011) angegeben.

4 Projektpartner*innen während der Budapest-Exkursion

Nach einer ersten Kontaktaufnahme mit der Fakultät für Gesellschaftswissenschaften der ELTE Universität Budapest im August 2019 geriet ich plötzlich in eine fachlich sehr privilegierte Lage: Ich wurde innerhalb von wenigen Tagen mit einem sehr renommierten ungarischen Expert*innenkreis vernetzt, die sich seit Jahrzehnten für die Belange der Profession als Lehrende und Forschende einerseits und für die Rom*nja-Minderheit andererseits profiliert engagieren. Im Folgenden möchte ich meine Anerkennung und meinen Dank an alldenjenigen richten, die sich dankenswerter Weise für unsere Exkursionsgruppe die Zeit genommen haben, uns im Rahmen von fachlichen Dialogen und Workshops in die aktuelle Situation in Ungarn einzuführen.

4.1 Alíz Kun, Stiftung „Perle“ / Real Pearl Foundation

“The biggest sin of poverty is that it takes away the ability from children to desire and hope.”
(Zitat von der offiziellen Internetseite der Stiftung, s.A.u.)

Unsere Gesprächspartnerin der Stifung, Frau Alíz Kun, erzählte anfangs ihre eigene Berufsbiografie in wenigen Worten: als erfolgreiche Journalistin im Bereich Marketing fehlte ihr ein tieferer Sinn in ihrer beruflichen Tätigkeit. Sie fing an, sich für ihre Heimatregion und die in Berettyóújfalu und die dort lebenden Rom*njakinder- und Jugendliche zu engagieren – aus einigen Projekten wurden Jahre und heute ist Frau Kun als engagierte Kommunikationsreferentin der Stiftung tätig.

Die Stiftung trägt ihre eigene Geschichte folgendermaßen an die Öffentlichkeit:

„As a newly graduated teacher, Nóra. L. Ritók, the founder and leader of Real Pearl Foundation Hungary, faced the fact on her first lesson that the knowledge she obtained at her university would not be enough in a class where the majority of the children were disadvantaged, handicapped, or overage.

A less motivated person would have raised her voice to gain the attention of the group of troublesome children, who were generally rejected and avoided by others. At that point in their education, other teachers have found it difficult to intervene or motivate students. However, Nóra started with her other passion: she sat down to draw. Since it was an obvious choice, she started to draw the children. They were first examining the final works with surprise, then they complimented her, and finally they felt motivated to do something.

The work had begun...

Nóra decided to create practices with which the children could easily achieve success, so they felt motivated and confident during their classes and wanted to join after-school activities too. She did not want to train artists: the main purpose was to create, and draw to get their attention with a playful, effective and very creative interaction.

This recognition became a fundamental element in our philosophy and activities. The creative process is crucial and an essential part of not only visual communication, but also a vital part of personal development.

In 1999, in one of the top 33 most underprivileged subregions in Europe, and in the subregion of Berettyóújfalu, we established the Real Pearl Foundation, and in 2000 we opened the Real Pearl Primary Art School.

1999-2002: Art Education in Berettyóújfalu

When we started our school in Berettyóújfalu, only children from stable and average or good circumstances could join our courses because they were after school and their parents were responsible for dropping off and picking them up from our programs. We realized that this method would not achieve what we wanted because it would be nearly impossible for children from underprivileged communities to join our courses so we decided to take these courses to children in nearby villages. We organized our lessons in such schools to be available for everyone who would like to join.

2002: New Establishments In Nearby Villages

Initially, we developed child-centred visual education and its method. We focused on self-expression, to emphasize the individuality, and to use the most creative technical solutions. Luckily, it was a period when this style of education became popular on an international level.

From the beginning, we had a very conscious methodology in order to compensate the challenging circumstances of any child, but it was quite obvious that a great amount of our students arrived and still arrive from underprivileged families. With time our methodology had more and more practices by age group and those practices developed visual memory, fine movements, concentration, and logical skills. We included more and more tasks which helped to strengthen other subjects such as biology, history, literature, English etc. These practices have a strong connection with the development of visual communication.

Since we began our mission, the world had changed, providing us with more challenges. It became quite obvious that in order to achieve the integration we needed to develop strong social competencies. We realized that the individual competencies such as self-confidence, self-esteem, self-assessment, identity, social skills, the level of cooperation, tolerance, or solidarity can be easily implemented into the development generated by art.

That's how we developed our current methodology we call the threefold focused visual education, which develops not only visual communication but also compensates the underprivileged circumstances and evolves social competencies. In every lesson we apply all 3 focuses.

Despite several difficulties, it is fair to say that we were able to achieve international recognition for the Real Pearl in the field of children's art education. Our students win several prizes per year, on a local, domestic and international level.

2009: Beyond The School

Our national and international success, the increased number of invitations to conferences and workshops and the other professional requests strengthen us on a pedagogical level; however, it became obvious that the integration of highly disadvantaged children would never fully take place solely within school walls. The families and communities play a large role in eliminating poverty. Although we are working for future generations we realized that this also means supporting the parents and families of our children. Because of this we began a long-term (20 year) complex strategy which is based on three pillars: education, family care & community development, and institutional cooperation. The communities themselves are involved in deciding what is needed and in helping to implement it. The emphasis is on 'enabling', the slow but sure aid to building a participatory democracy.

We started with the "Szuno" (Romani for "Dream") Craft Program and the "Amari" (Romani for "our own") Food Processing Program. In addition to the Primary Art School, we also run an After-School Activities Program ("Tanoda") to assist children with their school work as well as a scholarship program for the children, provide support for school equipment, as well as organizing programs to assist integration which often involves parents and families. We assist in the development of their various individual competencies such as crisis management, self-support, work and social competencies which leads to an overall improvement of the community.

This model was first introduced in Told, a small village near the Romanian border, and certain elements are now being used in 20 other settlements. When we started in Told, the problems appeared to be magnified. The village has approximately 270 'citizens', 70% Roma, the other 30% Hungarian and Romanian. Within the group of Roma people there are romungro and oláh-gypsy families. The level of hatred was extremely high when we started our work.

Today after 9 years we have a stronger community with a cohesive group who help each other and seek out new opportunities. The level of criminalization minimalized, there are no girls in the last 5 years who given birth to her child under 18, drug-use and prostitution practically vanished. The importance of participatory democracy became relevant and extremely important.

Where Are We Now?

We believe in long-term strategies. This is the 9th year of our 20 year strategy, and our efforts now show measurable changes in the integration of underprivileged, mainly Roma communities. The social innovations of the Real Pearl Foundation have gained international acclaim, and we are constantly contacted by organizations, universities, educational institutions and local governments from both Hungary and abroad. Possible adaptations of our model are now being

developed, and certain elements of our program are now being used in 20 other settlements. We provide material, educational and financial support to approximately 1200 families per year. We believe that a community can break the circle of extreme poverty. Real Pearl Foundation is working toward eradicating poverty for future generations by helping the current one. And we know that there is always a way out.“

(Quelle: <https://igazgyongyalapitvany.hu/en/about-us/our-story/>; 22.06.2020.)

Das gemeinsame Foto an der ELTE mit Alíz Kun (5. v. l.), Anna Csongor (6. v. l.), Mária Szajkó (1. v. l.), János Balog (7. v. l.), den Studierenden des FB SBE, einer Studentin der ELTE (MA Community and Civil Development Studies) und der Autorin ist über die Internetpräsenz der Stiftung abrufbar:



Zu Gast bei Anna Csongor at ELTE University of Budapest - Foto: unbekannt

(Quelle: <https://igazgyongyalapitvany.hu/wp-content/uploads/2020/03/25-1-1.jpg>; 13.04.2021)

4.2 Anna Csongor, Autonomía Foundation / ELTE Universität Budapest

Zum Fachgespräch mit Alíz Kun wurde uns der Raum im Rahmen einer Seminarsitzung des MA-Programms „Community and Civil Development Studies“ an der ELTE Universität geboten. Wir waren Gäste einer der renommiertesten Rom*nja-Forscher*innen und Aktivist*innen für die Chancengleichheit von Roma, Anna Csongor, geb. 1951, deren akademische Laufbahn als Dipl. Lehrerin für die Fächer Ungarisch und Englisch begann. Anna Csongor gehörte zu den ersten Lehrenden der nach der Transformation 1993 neu etablierten Studiengangs Dipl. Sozialarbeit an der ELTE.

Nach ihrer Tätigkeit als Lehrerin arbeitete Anna Csongor 1975-1982 in der sozialpädagogischen Familienhilfe mit Rom*nja-Familien. 1982-1992 war sie wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Bildungsforschung Budapest und involviert in der soziologischen Erforschung von Armut, Segregation und Ungleichheiten mit Fokus auf Rom*nja in Ungarn. 1993-95 war sie

Programmleiterin im Programm Armut und Rom*nja der Autonómia Stiftung, die sie 1995-2013 leitete. 2005-06 koordinierte sie das Mentoring Wohnen und Soziale Integration an Rom*nja-Siedlungen im Auftrag des Ministeriums für Jugend, Familien, Soziales und Chancengleichheit. Seit 1993 ist Anna Csongor in der Hochschullehre an der Sozialwissenschaftlichen Fakultät der ELTE Universität Budapest in den MA-Kursen der Studiengänge Soziale Arbeit und Community Studies zu den Themenbereichen Sozialpolitik, Roma Studies, Community Development und Ehrenamtliches Engagement tätig.



Anna Csongor - Foto: Stanley Findeisen

Die Webseite der Ungarischen Akademie der Wissenschaften stellt Frau Csongor wie folgt vor:

„Anna Csongor is a university professor and a professional dealing with development and support policies. She has been involved with Autonómia Foundation for over 20 years, where she is currently the Chair of the Board of Trustees. Throughout her career, she has tried to harmonize theory and practice, linking the two aspects in her activities, and contributing to the spread of community based thinking and assistance. For ten years after finishing her university studies she served as a family assistant in an outer district of Budapest, then for another ten years she studied the situation of Roma children in the education system as a sociologist.

From 1993 to 2013 Csongor's professional work was focusing on Autonómia Foundation, first as a member of staff and after 1995 as the head of the organization. This private foundation deals with socially disadvantaged people, working out community based solutions to the various manifestations of poverty. Also since 1993, Csongor has been working at the Faculty of Social Sciences of Eötvös University, Budapest, contributing to the education of social work and social policies. She is striving to pass on her professional experiences through teaching subjects related to the Roma population and community social work as well as to non-profit and project oriented activities. She was also an active initiator of Civil Society and Community Development Masters studies. Besides teaching, she undertakes the development of educational materials on antidiscrimination.

Between 1999 and 2003 Csongor was a member of the board of International Association of Community Development (IACD). From 2005 to 2006 she was working on a contractual basis at the Ministry of Youth, Family, Social Affairs and Equal Opportunities, where she was in charge of controlling mentoring activities related to the model program of housing and social integration of people living in Roma colonies. In the early 2000s she was co-chair of PAKIV European Roma Fund, where she dealt with the support of programs related to income generation and interest representation of Eastern European Roma communities.“

(Quelle: <https://20szazadhangja.tk.mta.hu/en/csongor-annaen>; 21.07.2020)

Prof. Dr. Julia Franz, Prof. Dr. Barbara Schäuble von der ASH Berlin für Sozialwesen haben mit der Verfasserin gemeinsam 2021 Anna Csongor für die Nominierung mit dem Alice-Salomon-

Award vorgeschlagen.¹⁵ An dieser Stelle sollen stark verkürzte und zusammengefasste Passagen aus der Würdigung durch die o.g. Personen wiedergegeben werden:

“Anna Csongor has been resolutely fighting discrimination all her life, on the field of social work, community development and as well in academia. She has been involved with Autonomía Foundation for over 20 years, where she is currently the Chair of the Board of Trustees. Autonomía deals with socially marginalized people working out community based solutions to the various manifestations of poverty. For ten years after finishing her university studies as a teacher for English and Hungarian she served as a family assistant in an outer district of Budapest, then for another ten years she studied the situation of Roma children in the education system as a sociologist.

Although she was qualified as a teacher, she has been involved in a lot of sociographic/sociological research since she went to secondary school and she has been interested in equal opportunities issues, a topic, where all her work has been related to. Besides many other activities Anna ran a pre-school for Roma children in settlements, taught Roma children and adults who had dropped out of full-time education in workers' primary schools. She started lecturing when the social work training started in Hungary. She left the practice of social work in 1981 and went on with the community approach: she and her colleagues held clubs and organized camps. She became a member of the Hungarian critical movement of the 1970s, SZETÁ (Fund for the Support of the Poor). End of 1992, after her contract at the School Research Group of the Institute for Educational Research expired, she joined the Budapest based Autonomía Foundation, where she was involved in the development and shaping of a more innovative, community-based, economic approach to social work that had not existed before. She was involved in project planning in Roma communities in Hungary and other Eastern European regions.

Since 1993, when Anna began at Autonomía, she has been working at the Faculty of Social Sciences of ELTE University, Budapest, contributing to the education of social work and social policies. Between 1999 and 2003 she was a member of the board of IACD, which is the International Association of Community Development. Between 2005 and 2006 Anna was working on a contractual basis at the Hungarian Ministry of Youth, Family, Social Affairs and Equal Opportunities, where she was in charge of controlling mentoring activities related to the model program of housing and social integration of people living in Roma colonies. In the early 2000's she was co-chair of PAKIV European Roma Fund, where she dealt with the support of programs related to income generation and interest representation of Eastern European Roma communities. Since 2007 she has been serving on the editorial board of Civil Szemle (Civil Review), a quarterly forum of civil studies. Besides lecturing, she undertakes the development of educational materials on antidiscrimination. She was also an active initiator of Civil Society and Community Development Masters studies and was its director until 2020.”

Für eine weitere Begegnung durften wir Anna Csongor sehr dankbar sein: Sie lud Mária Szajkó, Sozialpolitikerin, Sozialarbeitende, Rom*nja-Aktivistin und Geschäftsführerin des Vereins „Csak egy lépés!“ (Csel)¹⁶ aus Kerecsend in Nordostungarn ein, die sich als Referentin am Fachgespräch beteiligte. Der Verein „Nur ein Schritt!“ hat sich zum Ziel gesetzt, vor Ort Räume

¹⁵ Den Alice Salomon Award erhielt 2022 Prof. em. Dr. Adrienne Chambon (University of Toronto).

¹⁶ Der Name des Vereins ist mit „Nur ein Schritt“ zu übersetzen, das Akronym-Wort „csel“ bedeutet wortwörtlich „List“ (Übersetzung: J. Wéber).

für gemeinsame Aktivitäten zu etablieren, um den Teilnehmenden eine Partizipation an Erfolgserlebnissen zu ermöglichen, wo ihre Verantwortungsübernahme und ihre Kooperationsbereitschaft gefördert werden kann. Durch Projekte werden neuartige soziale Dialoge unter den Bevölkerungsgruppen der Gemeinde initiiert.¹⁷

Mária Szajkó berichtete über verschiedene Projektinitiativen des Vereins „Csel“. 2017 wurde der Verein von der Stiftung „Autonómia“ eingeladen, am Programm „Aktiviere deine Community!“ teilzunehmen. Das Ziel bestand in Community Development, der Förderung des lokalen Gemeinwesens mithilfe aktiver Ehrenamtlichen. Neben Drogenprävention stand der soziale Dialog im Mittelpunkt der Bemühungen. Frau Szajkó schlug nach einschlägigen Praxiserfahrungen in der Sozialen Arbeit mit Rom*nja-Jugendlichen und jungen Erwachsenen in Csepel (südlich von Budapest) vor, einen nächtlichen Tischtennisclub zu eröffnen. Mit Unterstützung seitens der Gemeindevertreter*innen konnte dieser innerhalb kurzer Zeit für die weiteren Jahre erfolgreich etablieren. Zunehmend rückte samstagsabends die Gemeinschaft durch den Sport bzw. Anstelle des Sports in den Fokus. 2019 arbeitete ein Team von 11 Personen – Haupt- wie Ehrenamtliche (Eltern, Jugendliche) – am Projekt mit, wo immer wieder neue Schwerpunkte gesetzt werden und auch Feste wie der lokale Gesundheitstag, Tag der Kinder, Nikolaus gemeinsam gefeiert wurden. Nachdem die Förderung durch die Stiftung „Autonómia“ Ende 2018 auslief, wird seitdem der Tischtennis-Klub mit eingeschränkten finanziellen Möglichkeiten betrieben.¹⁸

Beide Projektberichte beleuchteten die Zusammenhänge von Chancenungleichheiten von Rom*nja-Kindern im Bildungssystem im Kontext ausgrenzender gesellschaftlicher Mechanismen auf spezifische Weise. Die Projektmitarbeiter*innen zeigten eine sehr starke, biografisch begründete Motivation, sich weiterhin beruflich für die Förderung der Chancengleichheit von Roma-Kindern und Jugendlichen zu engagieren.

4.3 Angéla Kóczé, CEU Budapest

Die ass. Professorin der Central European University (CEU) Budapest, Gründerin des europaweit einzigartigen Roma Graduation Preparation Programs (RGPP), lud uns zu einem Fachgespräch in einen Seminarraum der CEU (in der Nádor utca) ein, woran neben ihr die Kohorte der Studierende des RGPP teilgenommen haben. An dieser Stelle sei für dieses sehr spannende und produktive Fachgespräch mit einer hohen studentischen Beteiligung sehr herzlich gedankt.

Das 2019 online gegangene digitale „RomArchiv“¹⁹ stellt Ass. Prof. Dr. Kóczé wie folgt vor:

¹⁷ Die Angaben zum Verein wurden von der Seite <https://adjukossze.hu/obh/szervezet/csak-egy-lepes-egyesulet-123071> am 11.08.2020 entnommen, Übersetzung: J. Wéber.

¹⁸ Die Projektbeschreibung basiert auf einem Bericht der Projektleitung aus 2019, veröffentlicht unter <https://www.holdsugar.hu/jelen/palyazatok/Interj%C3%BA%20Szajk%C3%B3%20M%C3%A1ri%C3%A1val,%20Kerecsend.pdf> (11.08.2020), Übersetzung: J. Wéber.

¹⁹ „RomArchive ist als internationales digitales Archiv für die Künste und Kulturen der Sintize und Romja konzipiert – als stetig wachsende Sammlung von Kunst aller Gattungen, erweitert um historische Dokumente und wissenschaftliche Texte. Anders als in „hegemonialen“ Archiven, in denen Roma und Sinti meist ausschließlich stereotyp dargestellt werden, steht bei RomArchive ihre Selbstrepräsentation im Mittelpunkt: Es entstehen Erzählungen, die gerade auch die Heterogenität ihrer unterschiedlichen nationalen und kulturellen Identitäten widerspiegeln. Der Reichtum einer jahrhundertealten und bis in die Gegenwart überaus lebendigen wie vielseitigen künstlerischen und kulturellen Produktion, die eng mit der europäischen verwoben ist, wird öffentlich sichtbar und zugänglich. Auf diese Weise will das Projekt auch den hartnäckig bestehenden Vorurteilen und Fremdbildern entgegenzutreten. Somit richtet

„**Dr. Angéla Kóczé** ist Assistenzprofessorin für Romani Studies und Akademische Leiterin des Vorbereitungsprogramms für Roma-Absolventen an der Central European University, Budapest. Zuvor war sie Gastprofessorin am Institut für Soziologie und Frauen-, Geschlechter- und Sexualitätsstudien der Wake Forest University, Winston-Salem (N.C./USA).

Sie leitete ein Forschungsprojekt (2013–16) zur Institutionalisierung der Rom*nja-Politik in Ungarn nach 1989, das vom Hungarian Scientific Research Fund gefördert wurde. Ihr Forschungsschwerpunkt liegt an der Schnittstelle von sozialem Geschlecht, ethnischer Zugehörigkeit und gesellschaftlicher Klasse sowie auf der sozialen und rechtlichen Ungleichbehandlung der Rom*nja in verschiedenen europäischen Ländern.

Zu ihren Veröffentlichungen zählen mehrere Artikel in wissenschaftlichen Fachzeitschriften, Kapitel in Büchern internationaler Verlage (darunter Palgrave Macmillan, Ashgate und Central European University Press) sowie verschiedene Strategiepapiere zu sozialer Inklusion, Geschlechtergleichstellung, sozialer Gerechtigkeit und Bürgergesellschaft.

Derzeit erstellt sie ein Buch zur politischen Repräsentation und den sozialen Kämpfen von Rom*nja-Frauen in Europa. Das Woodrow Wilson International Center for Scholars in Washington, D.C., ehrte Dr Kóczé 2013 mit dem Ion Ratiu Democracy Award für ihren interdisziplinären Forschungsansatz, welcher Engagement in der Gemeinschaft und Politikgestaltung mit partizipatorischer Forschung zur Lage der Rom*nja verbindet.

Außerhalb des Hochschulbereichs war Dr Kóczé als führende Politikberaterin der ungarischen Regierung tätig, leitete das Human-Rights-Education-Programm am European Roma Rights Centre und war Gründungsdirektorin des Romaversitas-Programms in Budapest, das benachteiligten Studentinnen und Studenten Stipendien und Betreuung durch Mentoren bietet.

Angéla Kóczé erwarb ihren B.A. am Teacher Training College of Budapest, ihren M.A. in Soziologie an der Eötvös-Loránd-Universität Budapest und ihren M.A. in Menschenrechtsstudien sowie ihren Dokortitel in Soziologie und Sozialanthropologie an der Central European University in Budapest.“

(Quelle: <https://blog.romarchive.eu/deutsch-2/projektbeteiligte/angela-kocze-de/>; 11.08.2020.)

Die CEU präsentiert Angéla Kóczé in englischer Sprache anhand folgender Beschreibung:

„Angéla Kóczé is Assistant Professor of Romani Studies, Acting Chair of Romani Studies Program and Academic Director of the Roma Graduate Preparation Program at Central European University, Budapest. Previously, she was a Visiting Assistant Professor in the Department of Sociology and Women’s, Gender, and Sexuality Studies Program at Wake Forest University, Winston-Salem (NC, USA). She was the principal investigator of a research project (2013-16)

sich RomArchive nicht nur an Europas größte Minderheit, sondern auch an Europas Mehrheitsgesellschaften. Roma und Sinti gestalten das Archiv in allen entscheidenden Positionen: als Kurator_innen, als Künstler_innen, als Wissenschaftler_innen sowie im projektbegleitenden Beirat. Inhaltlich definieren die Kurator_innen das Archiv und wählen exemplarisch künstlerische Beiträge für die Archivbereiche Bildende Kunst, Film, Literatur, Musik, Tanz, Theater und Drama und den interdisziplinären Bereich Flamenco aus, darüber hinaus Material zur Bilderpolitik, Selbstzeugnisse im Zusammenhang mit der Verfolgung der Sinti und Roma im Nationalsozialismus sowie wissenschaftliches Material zur Bürgerrechtsbewegung. Die am Projekt Beteiligten – mit den verschiedenen Arbeitsgruppen etwa 150 Akteure aus 15 Ländern europaweit und darüber hinaus – bilden ein weltweites Netzwerk von Kulturschaffenden, Wissenschaftler_innen und, Aktivist_innen, die hauptsächlich zur Minderheit zählen.“ Quelle: <https://blog.romarchive.eu/deutsch-2/wer-wir-sind/>; 11.08.2020.

on Institutionalization of Romani Politics After 1989 in Hungary, funded by the Hungarian Social Research Fund. Her research focuses on the intersections between gender, ethnicity and class as well as the social and legal inequalities faced by the Roma in various European countries. She has published several peer-reviewed academic articles and book chapters with various international presses including Palgrave Macmillan, Ashgate, and Central European University Press, as well as several thematic policy papers related to social inclusion, gender equality, social justice and civil society. She is a co-editor of *The Romani Women's Movement: Struggles and Debates in Central and Eastern Europe*²⁰ and *The Roma and their Struggle for Identity in Contemporary Europe*²¹.

In 2013, the Woodrow Wilson International Center for Scholars, in Washington D.C., USA, honored Kóczé with the Ion Ratiu Democracy Award for her interdisciplinary research approach, which combines community engagement and policy making with in-depth participatory research on the situation of the Roma. Outside of her academic career, she has worked as a Senior Policy Adviser in the Hungarian Government (2004-2008), was a director of the human rights education program at the European Roma Rights Center (1998-2003), and was the founding director of the Romaversitas program in Budapest (1996-1997), which offers scholarships and mentorship to underprivileged students.“

(Quelle: https://people.ceu.edu/angela_kocze; 20.07.2020)

4.4 Bettina Pócsai, UCCU Foundation (Los geht's!), Budapest

Bettina Pócsai war unsere Reiseleiterin und Dialogpartnerin während unseres Stadtteilspaziergangs im VIII. Bezirk im Auftrag der 2010 gegründeten NGO Uccu Foundation. Bettina Pócsai ist Dipl. Sozialarbeiterin und war 2020 Studentin der ELTE Universität in den Fächern MA Soziologie und Kulturanthropologie. Sie stellt sich auf der Internetseite der UCCU Stiftung wie folgt vor:

„Uccu volunteer in Budapest since 3 years. I grew up in a small village in Pest county, called Csobánka, and now I am student in a master program of sociology and social anthropology. I like to be an Uccu volunteer, as I can be thankful for Uccu in a lot of things. Uccu helped me to get to know myself and the world we are living in better. It emerges all of the things I like to do, and still I know it is not only for my use. I meet with awesome people every day, and I think it is great to be a member of such community. Uccu gives an opportunity in everyday life to help creating a better and more liveable future. I like the walks that much also because of this, I have the chance to get to know new people and through them also develop myself.“

(Quelle: <https://www.uccusetak.hu/en/setavezetok/>; 12.07.2020.)

Die UCCU Stiftung präsentiert sich 2020 wie folgt:

²⁰ Das Buch erschien bei Routledge 2019, in gemeinsamer Herausgeberschaft mit Violetta Zentai, Jelena Jovanović und Enikő Vincze. Weitere Informationen über das Buch sind unter <https://www.routledge.com/The-Romani-Womens-Movement-Struggles-and-Debates-in-Central-and-Eastern/Kocze-Zentai-Jovanovic-Vincze/p/book/9781138485099> einsehbar.

²¹ Das Buch erschien bei Berghahn, 2020, in gemeinsamer Herausgeberschaft mit Huub van Baar. Weitere Informationen über das Buch sind unter <https://www.berghahnbooks.com/title/KoczeRoma> (beide Links: 22.03.2021) einsehbar.

„The Uccu Roma Informal Educational Foundation (Uccu) was established in 2010 with the aim of creating a platform for meeting and dialogue between Roma and non-Roma youngsters, therefore reducing the stereotypes and prejudices against Roma.

In Hungary, the Roma-related stereotypes and prejudices are wide-known and general. Due to the school- and residential segregation and the social differences, an average non-Roma has little chance to meet Roma people and get to know their culture. Non-Roma can base their knowledge about Roma on the media-shown distortions, the internet-spread hate campaigns and other non-authentic sources.

However, there are many research strengthening the fact that the intercultural meeting reduce the prejudices.

Uccu Foundation creates a platform for meetings and dialogues with Roma youngsters, primarily for students, through its educational activity. However, our experiences show that also most of the adults have the curiosity and openness to experience similar meetings, but there is no platform for getting to know each other. Uccu considers it important to provide this opportunity for all.

From the 8 educational moduls, the 8th District Walk tour was the most popular, and got to be a social entrepreneurship.“ (Quelle: <https://www.uccusetak.hu/en/uccu/>; 12.07.2020.)

4.5 Prof. habil. em. Dr. Gábor Hegyesi, ELTE Universität Budapest

Hegyesi Gábor hat seinen ersten akademischen Abschluss 1973 an der Marx Károly Universität Budapest für Ökonomie (heute: Corvinus-Universität für Wirtschaftswissenschaften und Staatsverwaltung) als Ökonom erlangt. Er ist sowohl Absolvent der Monash Universität in Melbourne, AUS in MA Social Work als auch John Hopkins Universität (USA) in MA Social Management der Zrínyi Miklós Universität in Ungarn als Qualitätsmanagement (2004).

Seit Ende der 1970-er Jahre war er Lehrbeauftragter im Studiengang Diplom Sozialarbeit an der Bárczi Gusztáv Hochschule für Lehrerbildung zu Heilpädagogik, von 1987 an wurde er Dozent der ELTE Universität Budapest. Er zählt zu den ersten Mitarbeitenden in den Fakultätsgruppen, die damals die Bildungsgänge Sozialpolitik und Sozialarbeit ins Leben riefen, die mit der Zeit als Studiengänge etabliert wurden. Vor und während seiner Dozentur war Hegyesi stets in der professionellen Praxis im sozialen Bereich, später in der Sozialen Arbeit tätig. Zwischen 1989 und 1992 war er u. a. Mitarbeiter des Familienhilfe-Verbundes „Chance“ (ung.: Esély Családsegítő Szolgálat).

Gábor Hegyesi gehörte von Anfang an zu Gründungsmitgliedern der sozialen Professionen als Disziplinen im tertiären Bildungsbereich, nach an der Entwicklung der Curricula und ihrer professionellen Umsetzung teil. Nach Jahren am Lehrstuhl für Sozialpolitik der ELTE Universität leitete er von 1992-2012 den Lehrstuhl für Sozialarbeit der Bárczi Gusztáv Hochschule für Lehrerbildung zu Heilpädagogik. Er blickt auf eine langjährige Forscher-, Lehr- und Publikationstätigkeit zurück und er ist im In- und Ausland als engagierter Vertreter der Profession und Disziplin der Sozialen Arbeit in Ungarn anerkannt.

Seit 36 Jahren ist er Mitglied der Ungarischen Gesellschaft für Soziologie, er ist Gründungsmitglied von „Iskolaszövetség“ (Schulenverbund), der NGO „Kutatócsoportnak“ (Forschergruppe), er war jahrelanger Vorsitzende des Verbands der „Non-profit Humánszolgáltatók Országos Szövetsége“ (Ung. Verband der not-for-profit Human Dienstleistenden) elnöke, und war in leitender Position bei der „Szociális Innovációs Alapítvány – Nonprofit Minőségi Központ“ (Soziale Innovationen Stiftung – Not-for-Profit Qualitätszentrale) tätig.

(Quelle: <https://tatk.elte.hu/professoremeritusok/hegyesi?m=155> (vom 2014.05.09.); 12.07.2020, gekürzt und übersetzt von: J. Wéber.)

An dieser Stelle möchte ich mich im Namen aller Anwesenden für den internationalen Dialog danken, den Gábor Hegyesi und der Vorsitzende des Hilscher-Salons Hubai László am 5.03.2020 an der Fakultät für Sozialwissenschaften der ELTE Universität organisiert haben. Der Ökonom und Soziologe Dr. Ladányi János referierte über das Thema „Armut vor und nach dem Systemwechsel“. Dr. Constanze Jaiser hat das Projekt zeitlupe und einige der aktuellen Projektbeispiele mit Bezug auf Rassismus- und Antisemitismuskritik vorgestellt. Die Autorin referierte auf Ungarisch über soziale und ökonomische Krisen und das Erstarken von Rechtsxtremismus in Deutschland und Ungarn. Die Sozialarbeiterin Fruzsina Benkő kommentierte als eingeladene Rednerin die beiden Vorträge. Auch stellte sie ihr eigenes Bildungsprojekt in einem multiprofessionellen Team vor, das formale und non-formale Bildungsprozesse von Roma Kindern durch innovative Methoden und Ansätze fördert, um den Folgen von Armut und Ausgrenzung entgegenzuwirken. Fruzsina ist Gründerin des Vereins *InDaHouse Hungary*, der 2020 mit über 120 Freiwilligen an mehreren Orten in Nordostungarn Roma Kinder unterstützte. Der Vereinssitz liegt im neu gebauten Zentrum in Hernádszentandrás.²² InDaHouse Hungary stellt sich wie folgt vor:

„Our mission

InDaHouse Hungary is a social innovation organization that works with socially disadvantaged children and young people living in Borsod county, which is one of the most underprivileged regions in Hungary.

Within the organization, we carry out our activities with the help of our volunteers. They devote their time to our programme, and share their knowledge by holding individual and group sessions for the children, in order to improve the kids' social and learning skills. The goal of our programme is to empower these young people and facilitate them to become responsible adults, who have plans for the future and are able to realize their dreams. Ultimately, we hope that in the long run, they will be able to pass on their knowledge to the future generations of this region.“

(Quelle: <https://indahousehungary.hu/about-us>; 12.03.2022)

Unser besonderer Dank gilt der Dolmetscherin des Abends Nóra Brettschneider, die wunderbar ins Englische und Deutsche und zurück ins Ungarische konsekutiv übersetzte. Nóra übersetzte auf ehrenamtlicher Basis und wurde dem Salon von einer Organisation vermittelt, die im Bereich Ehrenamtsvermittlung tätig ist.

4.6 Hilscher Rezső Verein für Sozialpolitik, Budapest

Der „Hilscher Rezső Szociálpolitikai Egyesület“ (dt. Hilscher Rezső Verein für Sozialpolitik) wurde 1989 von Lehrenden und Studierenden des Instiuts für Soziologie und Sozialpolitik und

²² Ein englischsprachiger Artikel über den Verein ist online einzusehen, der allerdings die vorurteilhafte Beschreibung der Roma durch die Verwendung G-Wort reproduziert (Streit 2020). <https://kepmas.hu/en/120-volunteers-working-children-indahouse-hernadszentandras> (20.11.21).

Weiterbildungszentrum der ELTE Universität Budapest (heute: Lehrstuhl für Soziale Arbeit und Sozialpolitik) gegründet.

Der Verein ist im Bildungssektor tätig und organisiert Vorträge, Fachkonferenzen, Dialogplattformen, Bildungsgänge und Kurse, publiziert, forscht und fördert Netzwerkkontakte im Sinne der Satzung im Ungarn und im Ausland. Auch fungiert der Verein als Interessensvertretung für seine Mitglieder.

Aus dem Verein ging die Hilscher Rezső Stiftung für Sozialpolitik hervor, sowie die Stiftung „Szociálpolitikai Képzésért Alapítvány“ (Pro Bildungsgänge in Sozialpolitik). Der Verein ist Gründungsmitglied von „Szociális Szakmai Szövetség“, des ungarischen Verbunds Sozialer Professionen.

Der Namensgeber Rezső Hilscher lebte 1890-1957 in Budapest. Er war Rechtsanwalt und Sozialpolitiker. Nach seinem Jurastudium in Budapest trat er in den Dienst der Stadt Újpest. Ab 1920 leitete er als außerordentlicher Professor an der Wirtschaftsfakultät die Abteilung für Bevölkerungsschutz des Instituts für Sozialpolitik. Im Jahr 1944 war er Professor für Rechtswissenschaften in Miskolc, von 1949 bis 1955 war er institutsleitender außerordentlicher Professor an der Universität Pécs. Seine Hauptwerke sind: „Bevezetés a szociálpolitikába“ [Einführung in die Sozialpolitik] (Bp., 1928); „A főiskolai Szociális Telep tevékenysége és a settlement-munka módszere“ [Die Tätigkeit der Sozialsiedlung der Hochschule und die Methodik der Settlement-Arbeit] (Szeged, 1929); „A néphivatalok szerepe a szociális védelemben“ [Die Rolle der Bürgerbüros im Sozialschutz] (Bp., 1936); „Az északi népfőiskola“ [Die Volkshochschule im Norden] (Bp., 1941).

(Quelle: <https://www.arcanum.com/hu/online-kiadvanyok/Lexikonok-magyar-eletraizi-lexikon-7428D/h-75B54/hilscher-rezso-75DB8/>; 21.07.2020)

Vorstandsmitglieder des Vereins sind u. a.:

Ehrevorsitzende: Dr. Zsuzsa Ferge, Sozialpolitikerin, Hochschullehrerin, korresp. Mitglied der Ung. Akademie der Wissenschaften

Vorsitzender: Dr. Gábor Juhász, Jurist und Sozialpolitiker, Universitätsdozent

Schriftführer: Tibor Pál, Sozialpolitiker

(Quelle: <http://www.3sz.hu/tartalom/hilscher-rezso-szociálpolitikai-egyesulet>; 12.07.2020)

4.7 Vera Messing, MTA/Ungarische Akademie der Wissenschaften und CEU Budapest

Die Soziologin Dr. Vera Messing gab uns eine empirisch fundierte Einführung an der CEU in die sozialen Ungleichheiten im Bildungsbereich in Ungarn mit besonderem Fokus auf die Benachteiligung und Diskriminierung von Rom*nja-Schüler*innen. Vera Messing ist sowohl leitende Forscherin der Ungarischen Akademie der Wissenschaften als auch Forscherin an der CEU Budapest. Ihre Person und Forschungsschwerpunkte werden durch diese zwei genannten Institutionen folgendermaßen dargestellt:

„Research Chair (MTA TK SZI)

Department: Research Department for Methodology and History of Social Research

Research Interests: social inequalities, social inclusion and exclusion; Ethnic minorities, migrants; public policy for inclusion (education, employment); media representation of Roma.“ (Quelle: <https://szociologia.tk.mta.hu/en/researcher/messing-vera>; 12.07.2020).

„Vera Messing is a research fellow at the Center for Policy Studies since 2008 as well as a senior research associate of the Institute of Sociology at the Hungarian Academy of Sciences since 2004. She earned her PhD in Budapest, Corvinus University in 2000. She has over 15 years' of experience in empirical research on ethnicity, minorities, migration, social exclusion, media representation of vulnerable groups and ethnic conflicts. Her work focuses on comparative understanding of different forms and intersections of social inequalities and ethnicity and their consequences. She is specifically interested in policy and civil responses to ethnic diversity in the field of education and labour market. The main focus of her research has been employment and education of minorities in Europe, migration and migrant inclusion. At CPS, she has been involved in the coordination of the FP7 research project EDUMIGROM, she was a workpackage leader in the FP 7 funded project NEUJOBS, lead the Hungarian team of ASSESS - Integration of Vulnerable Migrants and the Bridge to Business: Bridging Young Roma and Business project. In addition she is a lead researcher of the Hungarian team of the European Social Survey. She has published in academic journals such as Identities: Global Studies in Culture and Power; Ethnicities; Ethnic and Racial Studies; European Education, Intercultural Education. She recurrently consults domestic civil and governmental institutions on issues of employment and education of vulnerable groups.“

(Quelle: https://people.ceu.edu/vera_messing; 12.07.2020.)

Wir sind dankbar für die spannende Einführung in die ungarische soziologische Ungleichheitsforschung und für die Beantwortung der vielen Fragen im Rahmen der Diskussion. Auch danken wir für die Zusendung mehrerer Fachartikel, die empirische Forschungsergebnisse aus Ungarn mit Fokus auf die dargestellten Thematiken aus den letzten Jahrzehnten kritisch diskutieren.

4.8 Nun András, Leiter von Autonomía Foundation

András Nun hat uns als letzter Referent der Woche eine fundierte Einführung über die Tätigkeit der ersten, 1990 gegründeten NRO geboten, die sich der Förderung der Zivilgesellschaft durch Beratung, Projektentwicklung und Community Development widmet und auch im Bereich der Forschung tätig ist. Auch danken wir ihm für das kollegiale Fachgespräch, in dessen Rahmen er uns sowohl das Büro von Autonomía zeigte, als auch persönliche Erfahrungen aus einzelnen Projektetappen schilderte.

András Nun ist executive director (member of the board) of Autonomía. Er wird auf der Archiv-Seite des CTM Musikfestivals folgendermaßen vorgestellt:

„András Nun set up volunteer-based Ultrasound Foundation in Budapest 1999, running UH Fest (aka Ultrahang) since 2001. The festival serves as one of Hungary's notable links to international contemporary music networks. With Ultrasound Foundation, Nun has tagged more than 500 concerts, mostly premieres in the country, helping foster a receptive, attentive and open minded audience.“

András Nun studied history, non-profit management and aesthetics. He currently works at Autonomia Foundation, that besides its own Roma integration programmes is the fund operator of EEA/Norway Grants, a funding scheme that supports projects by independent NGOs that promote democracy, human rights, gender and equal opportunity in Hungary. For almost two years (2014-2015) the programme became public enemy number one of Orbán's un-liberal

regime. During these years, the Hungarian government practiced an unprecedented crackdown on civil society and began the still ongoing intimidation of those who dare to disagree with the government's politics.“

(Quelle: <https://archive2013-2020.ctm-festival.de/archive/all-artists/a-e/andras-nun/>; 12.07.2021)

Die „Autonómia“-Stiftung stellt sich auf der ihr eigenen Internetseite folgendermaßen vor:

„Autonómia Foundation was established in 1990 to promote civil society development. It supports civil initiatives in which people mobilize the available local resources to reach their goals. We partner with Roma and non-Roma civil organizations in our development and grant giving activities among marginalized people. Besides direct development work we do training and research, and as we do not have our own resources now, we facilitate the efficiency of government and European programs targeting the improvement of labor market conditions of Roma and poor. It is a priority that the lessons learnt in our 25 years' work should be used by the widest possible public.“

(Quelle: <http://autonomia.hu/en/>; 10.07.2020)

Literatur

Amadeu Antonio Stiftung (AAS)/Lola für Demokratie in Mecklenburg-Vorpommern (LDMV) e.V. (Hrsg.) (2018): Lagebild Antisemitismus in Mecklenburg-Vorpommern. Berlin: Amadeu Antonio Stiftung.

Attia, I. (2014): Rassismus als gesellschaftliches Machtverhältnis. URL: <http://lernen-aus-der-geschichte.de/Lernen-und-Lehren/content/12012>; 20.06.2020.

Auma, Maureen Maisha (2018): Rassismus. Eine Definition für die Alltagspraxis. Berlin: Regionale Arbeitsstellen für Bildung, Integration und Demokratie (RAA) e.V. URL: <http://raa-berlin.de/wp-content/uploads/2019/01/RAA-BERLIN-DO-RASSISMUS-EINE-DEFINITION-F%C3%9CR-DIE-ALLTAGSPRAXIS.pdf>; 12.07.2020.

Bíró-Nagy, A. (Hg.) (2017): Demokratie als Enttäuschung. Transformationserfahrungen in Ungarn. Berlin: Friedrich-Ebert-Stiftung | Referat Mittel- und Osteuropa.

BpB (Hg.): 10 Jahre Fidesz-Regierung: Lage der Demokratie in Ungarn. URL: <https://www.bpb.de/politik/hintergrund-aktuell/308619/demokratie-in-ungarn>; 30.4.2020

Central European University (CEU) (Ed.): Romani Studies Program (online source). URL: <https://www.ceu.edu/unit/romani-studies-program>; 10.07.2020.

Decker, O./ Kiess, J./ Brähler, E. (2016): Die enthemmte Mitte. Autoritäre und rechtsextreme Einstellungen in Deutschland. Die Leipziger „Mitte“-Studie 2016. Gießen: Psychosozial.

Decker, O./Brähler, E. (Hg.) (2018): Flucht ins Autoritäre. Rechtsextreme Dynamiken in der Mitte der Gesellschaft. Die Leipziger Autoritarismus-Studie 2018. Gießen: Psychosozial.

End, M. (2016): Die Dialektik der Aufklärung als Antiziganismuskritik. Thesen zu einer Kritischen Theorie des Antiziganismus. In: Stender, W. (Hrsg.): Konstellationen des Antiziganismus. Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 53-94.

DOI 10.1007/978-3-658-13363-4_2

Ferge, Zs. (2017): Magyar társadalom- és szociálpolitika (1990- 2015). (Deutsch: Ungarische Gesellschafts- und Sozialpolitik) Budapest: Osiris.

Gerichtshof der Europäischen Union (GEU) (2020) (Hg.): PRESSEMITTEILUNG Nr. 73/20. Urteil in der Rechtssache C-78/18 Kommission / Ungarn. Luxemburg, 18. Juni 2020.

Horkheimer, M./Adorno, T. W. (1989): Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente. Frankfurt am Main: Fischer.

Horváth, A. (2011): Magyar Apartheid (Ungarisches Apartheid); unveröff. Manuskript (Angabe n. Marsovszky 2015).

- Karsai, L. (1991): Cigánykérdés Magyarországon 1944-45 (Die Zigeunerfrage in Ungarn, Dt.: J. W.). In: Regio – Kisebbségtudományi Szemle [Wiss. Medium über Minderheiten] 1991, 2. évf. 1. sz.
- Kollmorgen, R. (2009): Postsozialistische Wohlfahrtsregime in Europa – Teil der „DreiWelten“ oder eigener Typus? Ein empirisch gestützter Rekonzeptualisierungsversuch. In: Pfau-Effinger, B./Sakač Magdalenic, S./Wolf, Ch. (Hrsg.): International vergleichende Sozialforschung. Ansätze und Messkonzepte unter den Bedingungen der Globalisierung. Wiesbaden: VS, S. 65-92.
- Lohse, A. (2016): Antiziganismus und Gesellschaft. Soziale Arbeit mit Sinti und Roma aus kritisch-theoretischer Perspektive. Wiesbaden: Springer.
- Marsovsky, M. (2015): Verfolger und Verfolgte. Antiziganismus in Ungarn. Leipzig: RLS Sachsen.
- Ministerium für Inneres und Europa Mecklenburg-Vorpommern (MIE-MV) (2019): Verfassungsschutzbericht 2018 Mecklenburg-Vorpommern. URL: <https://www.verfassungsschutz-mv.de/publikationen/>; 30.4.2020.
- Orbán, V. (2014): Die Ära vom arbeitsbasierten Staat bricht an („A munkaalapú állam korszaka következik“). Rede von Viktor Orbán in Băile Tușnad (Rumänien) am 28.07.2014. Zu Lesen im Original: http://2010-2015.miniszterelnok.hu/beszed/a_munkaalapu_allam_korszaka_kovetkezik (12.04.21)
- Organisation for Security and Co-operation in Europe (OSCE)/Office for Democratic Institutions and Human Rights (ODIHR) (Eds.) (2018): HUNGARY PARLIAMENTARY ELECTIONS 8 April 2018. Warsaw: ODIHR Limited Election Observation Mission. URL: <https://www.osce.org/files/f/documents/0/9/385959.pdf>; 23.06.2020.
- Final Report Pénzes, J./ Tátrai, P./ Pásztor, I. Z. (2018): A roma népesség területi megoszlásának változása Magyarországon az elmúlt évtizedekben./Changes in the Spatial Distribution of the Roma Population in Hungary During the Last Decades. Debreceni Egyetem. In: Területi Statisztika, 2018, 58(1): 3–26; DOI: 10.15196/TS580101
- Riesbeck, P. (2014): Keine Hoffnung, nirgends? Was Europa für die Roma tut. Europa und seine Unfähigkeit, mit seiner größten Minderheit umzugehen. In: Bpb (Hrsg.): Dossier Sinti und Roma in Europa (online veröff.) URL: <https://www.bpb.de/internationales/europa/sinti-und-roma-in-europa/179528/keine-hoffnung-nirgends-was-europa-fuer-die-roma-tut?p=1> (12.10.19)
- Spatschek, Ch./Steckelberg, C. (2019): Menschenrechte – Eine Realutopie und ihre Relevanz für die Soziale Arbeit. In: Dies. (Hrsg.): Menschenrechte und Soziale Arbeit. Konzeptionelle Grundlagen, Gestaltungsfelder und Umsetzung einer Realutopie. Opladen, Berlin, Toronto: Barbara Budrich, S. 11-17.
- Spengler, F./Friedrich, M.A./Spengler, F./Bauer, B. (2018): Länderporträt Ungarn. Die rechtsextreme Partei Jobbik und die Situation des politischen Extremismus in Ungarn. Sankt Augustin: Konrad-Adenauer-Stiftung e.V. URL: <https://www.kas.de/web/extremismus/ungarn> (16.10.19).
- Staub-Bernasconi, S. (2003): Soziale Arbeit als (eine) Menschenrechtsprofession. In: Sorg, R. (Hrsg.): Soziale Arbeit zwischen Politik und Wissenschaft. Münster: LIT, S. 17-55.
- Staub-Bernasconi, S. (2019): Menschenwürde – Menschenrechte – Soziale Arbeit. Die Menschenrechte vom Kopf auf die Füße stellen. Opladen u. a.: Barbara Budrich.
- Stender, W. (2016): Über die Schwierigkeit Sozialer Arbeit, nicht antiziganistisch zu sein. In: Stender, Wolfram/Follert, Guido/Özdoğan, Mihri (Hg.): Konstellationen des Antiziganismus. Theoretische Grundlagen, empirische Forschung und Vorschläge für die Praxis. (Wiesbaden: Springer VS) S. 320–342.
- Streit, N. (2020): 120 volunteers working for children – InDaHouse in Hernádszentandrás. In: Képmás vom 28/01/2020. URL: <https://kepmas.hu/en/120-volunteers-working-children-indahouse-hernadszentandras> (23.02.2022).

2 Ablaufplan

Die Arbeitswoche wurde in Tabellenform in den Monaten des WS 2019/20 gemeinsam vorbereitet und immer wieder aktualisiert. Die folgende Tabelle stellt die Endversion der Exkursionswoche dar mit den zentralen inhaltlichen Programmpunkten, die von weiteren Freizeitaktivitäten flankiert wurden.

	Di, 3.3.2020	Mi, 4.3.2020	Do, 5.3.2020	Fr, 6.3.2020	Sa, 7.3.2020
8-10h	Ankunft Beziehen des Avenue Hostels: Oktogon 4, 1067 Budapest; Tel: ±36 70 410 6135	Frühstück Die Hälfte der SPENDEN mitnehmen für Kun Aliz!	Frühstück	Frühstück	Packen und Check-out
10-12h	Auspacken, Ausruhen Akronyme: ELTE: Eötvös Lőránd Tudományegyetem (Universität von Budapest, gegr. 1835, benannt nach dem Physiker E.L. 1848-1919) CEU: Central European University, gegr. 1991 von György Soros, Sitz in NY/USA	Ab 11:00-13:30h Fachgespräch mit der Dozentin Csongor Anna über aktuelle Herausforderungen in der Sozialen Arbeit in H und Aliz Kun, Referentin für Kommunikation und Fundraising, Real Pearl Foundation ELTE Universität, MA Social Work: 1117 Budapest, Pázmány Péter sétány 1/A, 7. OG, R. 102	Ab 10:30h UCCU Stadtspaziergang VIII. Bezirk mit Dipl. Soz.Päd. Pócsai Bettina Treffpunkt: Blaha Lujza tér, vor dem H&M (M2 oder Tram 4/6 Haltestelle: Blaha L. tér)	10:00-12:00h Fachgespräch mit Dr. Messing Vera zum Thema Inequality education, bias-free education, segregation of Roma. Fr. Messing ist Forscherin an der CEU Center for Policy Studies; und am Institute for Sociology, Centre for Social Sciences, Hungarian Academy of Sciences (MTA) CEU Nádor u. 15, R. 203	Freizeit 10- 19 h
12-14h	12:00h Gemeinsames Mittagessen bei <i>Frici Papa</i> <i>Kifőzéje</i> 1077 Bp, Király utca 55. voraussichtl. in zwei Gruppen	Gemeinsames Mittagessen 13:45-14:45h	Gemeinsames Mittagessen 13:00-14:00h	Gemeinsames Mittagessen 13:00-14:00h Verabschiedung von Sophie St. und Leonie, die Budapest am Fr. Abend verlassen	
14-16h	Besprechung: Wir sind eine Exkursionsgruppe! Einstimmung, Wochenplan, unsere Fragen, Ab 15:00h Filmvorführung VESPA an der CEU Central European University Nádor u. 15, Raum 203 Kurzreflexion	15:00h Filmbesprechung VESPA mit der Regisseurin Dr. Diana Groó CEU Nádor u. 11, R. 004 (EG) Gemeinsamer Besuch Denkmal am Szabadság tér	Reflexion 14- 15:00h Freizeit 15-16 h	Ab 14:30- bis ca. 17:30h Autonómia Foundation: Fachgespräch mit Nun András, Leiter und Kurator und Béres Tibor, Programmkoordinator Autonómia Foundation 1137 Bp, Pozsonyi út 14. II/9. Die 2. Hälfte der SPENDEN mitnehmen für Autonómia Foundation	
16-18h	Ab ca. 17h Spaziergang: Innenstadt Pest, Jüdisches Viertel, Biografisches zu Dr. Judit Varga- Hoffmann	17:00-18:45h: Fachgespräch CEU Romani Studies Program mit Dr. Angéla Kóczé, Programleiterin und Studierenden CEU Nádor u. 15, R. 106	Optional Ab 17h: ELTE Universität Fachgespräch im Hilscher Szalon mit Prof. em. Dr. Hegyesi Gábor, Ladányi János und Vertreter*innen der Profession Soziale Arbeit 1117 Bp, Pázmány P. sétány 1/A TáTK Tanári Klub, Nordflügel, R. 2.139/mit Dolmetschen/ ohne: R. 0.87		Treff am Ostbahnhof KELETI Pályaudvar um 19:00h am Gl. Rückfahrt nach Berlin: 19:25h
18-20h	Abendessen und Ausklang (in der Gruppe/nicht? -> zu entscheiden)	19:30h Abendessen Danach: Reflexion und Fragen sammeln an V. Messing: Segregation in Bildung von Roma gesammelt in einer E- Mail schicken! Messing.Vera@tk.mta.hu	Individuelle Reflexion und Textvorbereitung	17:30-18:30h https://dunaparkkavehaz.hu/ Reflexion: Dunapark Kávéház 1137 Bp, Pozsonyi út 38. Gemeinsames Abendessen und Ausklang Dunapark Kávéház	Ankunft am Berliner Hbf.: So, 8.3.20 gg. 8:35h (ggf. mit Verspätung)

2.1 Gedanken zur Exkursion nach Budapest: Thema „Antisemitismus und Antiziganismus“ geschrieben von Liv Sommer

Im Rahmen des Seminars zur rassismuskritischen Bildungsarbeit hatten wir die Möglichkeit, nach Ungarn zu fahren und uns dort mit verschiedenen Akteur*innen zu den Themen Antiziganismus und Antisemitismus auszutauschen. Besonders spannend fand ich hierbei, zum einen die politische Situation Ungarns unter dem Einfluss Orbáns Präsidentschaft. Zum anderen die Auseinandersetzung mit dem strukturellen Antiziganismus²³ und Antisemitismus in der Gesellschaft und besonders in Ungarn.

Vor der Exkursion habe ich nur selten in den Nachrichten etwas zu Orbáns politischem rechtskonservativen Kurs gehört, habe dies aber nie weiterverfolgt. Als wir uns dann auf die Exkursion vorbereitet haben, war ich wirklich sehr schockiert darüber, wie selbstverständlich Orbán offen antisemitisch und antiziganistisch argumentiert und handelt bzw. nicht handelt. Ein Beispiel dafür ist die Rede auf dem Fidesz-Parteitag am 28. September 2013, in der er von „Bankiers, die gierigen Multis, die Brüsseler Bürokraten, die in ihrem Sold stehen, und natürlich ihre Lakaien hier im Land“ und vom „internationalen Großkapital“ sprach. Diese Argumentationsstruktur ist klar antisemitisch, da ein Feindbild durch die Wortwahl der Rede geschaffen und gestärkt wird und nicht erkannt wird, dass es sich beim Kapitalismus eben nicht um ein personales, sondern ein warenvermitteltes Herrschaftssystem handelt (Schmidinger, 2004). Diese Argumentation ist leider auch in liberalen und linken kapitalismuskritischen Bewegungen und Gruppen zu finden. In einem Land wie Ungarn, das eh sehr große Ungleichheiten in der Gesellschaft aufweist, stößt diese Schuldzuweisung der Kapitalvorherrschaft weniger auf große Zustimmung.

Die 1991 gegründete Universität wurde durch Gelder von der durch George Soros' begründete Stiftung „Open Society Foundations“ finanziert. Soros ist ein in Ungarn geborener Jude, der während der Besetzung durch Nazi-Deutschland versteckt leben musste und schließlich in die USA auswanderte. Nun hat Orbán ein neues Hochschulgesetz erlassen, was es der CEU nicht mehr ermöglicht, ihren Standort in Budapest beizubehalten und sie zwingt, bis 2023 nach Wien zu ziehen. Als ich dies von Leuten, die wir in Budapest getroffen haben, gehört habe, war ich wirklich schockiert, dass der Antisemitismus in einem demokratischen Staat wirklich so etabliert in der Gesellschaft ist. Ungarn konnte mit der Mehrheit des Oppositionsbündnisses bei den Kommunalwahlen in Budapest gerade noch den direkten Weg in einen Nationalsozialistischen Staat abwenden. Dennoch ist die rechtspopulistische Partei Fidesz und die rechtsextremistische Partei Jobbik in der ländlichen Region noch fest verankert (Vgl.: Tagesschau). In den Wahlergebnissen in Ungarn spiegelt sich auch der Unterschied zwischen weltoffenen Großstädten mit kulturellen Angeboten und abgehängten ländlichen Regionen wider. Auch wenn wir auf der Exkursion Initiativen kennengelernt haben, die soziale Projekt auch in ländlichen Regionen anbieten, ist dies nie mit Großstädten zu vergleichen. Ein weiteres grundlegendes Problem, das in Ungarn spürbar ist, ist der offensive Antiziganismus. Um ein besseres Gespür für diese Form von Diskriminierung zu bekommen, haben mir die verschiedenen Programmpunkte und Menschen sehr geholfen und Denkanstöße gegeben. In meinem Alltag und auch in meinem politischen Engagement hat dieses Thema nur wenig bis keine Aufmerksamkeit. Das Treffen mit

²³ Spannend übrigens ist, mein Rechtschreibungsprogramm kennt dieses Wort nicht und schlägt mir Dinge wie „Romantizismus“ und „Gigantismus“ vor, wohingegen das Wort „Antisemitismus“ nicht rot unterstrichen wird.

den Studierenden aus dem Roma Access Programm war sehr aufschlussreich, um diese Form von Rassismus zu verstehen und zu sehen, wie sehr sie strukturell in der ungarischen Gesellschaft verankert ist. Es hat mir auch gezeigt, dass ich zuvor eine ganz andere Vorstellung von dieser Diskriminierungsform hatte. Mir war nicht bewusst, dass Rom*nja und Sinti*ze eher durch auferlegte Stigmata und äußerliche Merkmale und strukturell über mehrere Generationen diskriminiert wurden und diese Folgen sie in genau solche Lebenssituationen drängen, die die Klischees und Stigmata reproduzieren. Auch, dass sie keine homogene Ethnie sind, sondern alle sehr unterschiedliche Religionen, Traditionen und Sprachen haben, war mir nicht so bewusst.

Ich bin sehr dankbar, dass die Menschen, die wir getroffen haben, uns sehr wohlwollend begegnet sind und mir das Gefühl vermittelt haben, dass ich offen meine Fragen stellen kann. Auch die Führung durch den achten Bezirk war sehr aufschlussreich und hat mir dennoch gezeigt, dass solche Viertel keine Ausnahme sind, sondern sehr häufig durch Menschen bewohnt werden, die durch strukturelle Diskriminierung und prekäre Lebensumstände dorthin verdrängt werden. Hier können sie sich die Mieten leisten und meistens gibt es schon einen Grundkern der Community. Der achte Distrikt ist dahin besonders, da dort viele Menschen aus der Rom*nja-Community hin verdrängt wurden.

Doch genauso wurden in Berlin die türkischen Nachwuchsgenerationen der Gastarbeiter*innen nach Neukölln und Kreuzberg verdrängt und in Leipzig die Menschen mit unsicherem Aufenthaltsstatus, die oft aus arabischen Ländern kommen, in den Osten der Stadt. Und überall folgt der gleiche Mechanismus. Gentrifizierung. Junge, kreative Menschen und meist Studierende ziehen in die Viertel, da dort mehr Möglichkeiten für freie Lebensgestaltung möglich sind - günstige Bars, Ateliers, Cafés und innovative Veranstaltungen entstehen. Diese Vielfalt zieht mehr und mehr Menschen an. Die Mieten steigen und die Leute, die einst dieses Viertel belebt haben, werden durch Investoren und steigende Lebenshaltungskosten und teure kulturelle Angebote verdrängt.

Weiterhin ist mir auf der Exkursion bewusst geworden, wie wenig in der Geschichte des Zweiten Weltkrieges über den Porajmos – Völkermord an den europäischen Rom*nja während des Nationalsozialismus – gesprochen wird. Viele der Rom*nja, die wir getroffen haben, meinten auch, dass die Geschichte kaum aufgearbeitet wurde und sie teilweise auch geleugnet wird, da es keine Aufzeichnungen gäbe. Das hat mich wirklich stark empört, da es offensichtlich einen extra Abschnitt im KZ Auschwitz für „Zigeuner“ gab und laut des Bundesarchivs alle 22.600 inhaftierten Rom*nja und Sinti*ze an den unmenschlichen Zuständen zugrunde gingen oder ermordet wurden (Vgl.: Bundesarchiv). Meiner Meinung nach ist es sehr wichtig, in der Geschichte des Nationalismus die Schuld des Holocaust anzuerkennen und allen marginalisierten Gruppen zu gedenken.

Des Weiteren sollten dies alle Staaten machen, die den Holocaust zugelassen haben und Nazi-Deutschland bei den Deportationen von Jüd*innen, sowie Rom*nja und Sinti*ze, unterstützt haben (vgl.:n-tv).

Ungarns Staatschef Victor Orbán sieht Ungarn hierbei immer noch als Opfer und ließ 2014 auf dem Freiheitsplatz ein viel umstrittenes Denkmal errichten. Das Denkmal zeigt einen Reichsadler (Symbol für Nazi-Deutschland), der im Sturzflug den „Erzengel Gabriel“ angreift, das Sinnbild Ungarns. Hiermit stellt Ungarn sich als Opfer des NS-Regimes dar und auch in der Verfassung heißt es seit 2012 als Präambel, Ungarn habe mit dem deutschen Einmarsch 1944 seine „Souveränität“ verloren. Somit weist das Land jegliche Schuldfrage von sich ab und die Mitverantwortung ist immer noch Gegenstand eines öffentlichen Diskurses. Orbán macht mit seiner Politik eindeutig, dass er den Schutz von Rom*nja als nicht erstrebenswert empfindet und

sie nicht als Teil des ungarischen Volks sieht. Dies wird durch zahlreiche Beispiele klar, jüngst der Fall an einer Grundschule in Gyöngyöspata, eine Kleinstadt nahe Budapest. Hier wurden Grundschüler*innen jahrelange separiert unterrichtet, bis einige Eltern dagegen geklagt haben. Orbán will die Entschädigung nicht zahlen und äußert sich offensichtlich antiziganistisch auf einer Pressekonferenz.

Ich muss sagen, dass die Exkursion mir persönlich viele neue Denkanstöße geben konnte, doch nach der Exkursion habe ich mich noch einmal intensiver mit den Themen auseinandergesetzt, was in mir eher Resignation auslöste. Denn auch, wenn ich auf der Exkursion so von den Menschen beeindruckt war, die sich engagieren und aktivistisch tätig sind, habe ich das Gefühl, dass sie als kleiner Teil nicht sehr viel ausrichten können. Orbán regiert nun schon seit 10 Jahren und der allgemeine politische Kurs in Europa tendiert gen Rechtskonservatismus. Mit den aufgrund von Corona verabschiedeten „Notstandsgesetzen“ (vgl.: pro Asyl) hat das Parlament sich sozusagen selbst entmachtet und diesem Menschen uneingeschränkte Handhabe überlassen. Daher stellt sich für mich die Frage, ob kleine Bildungsinitiativen und Demonstrationen in diesem Fall wirksam sind. Und auch generell bezweifle ich stark, dass es Sinn macht, wenn sich Einzelpersonen der Verantwortung annehmen, die Politik in einem Land zu ändern. Für das eigene Gewissen ist das sicherlich Seelenbalsam, aber faktisch wird man nicht jeden Menschen erreichen können, der bis jetzt die Fidesz Partei gewählt hat und zudem muss man sich überlegen, was es wirklich verändert, zu wählen, denn schlussendlich werden es immer die gleichen Mechanismen nur mit anderen Menschen sein.

Quellen

Bundesarchiv (Hrsg.): Lager für Sinti und Roma. URL.:

<https://www.bundesarchiv.de/zwangsarbeit/haftstaetten/index.php?tab=26> [Stand 20.04.2020].

N-TV (Hrsg.): Deutscher Reichsadler greift an. Ungarn stellt umstrittenes Denkmal, vom vom 20.07.2014. URL: <https://www.n-tv.de/politik/Ungarn-stellt-umstrittenes-Denkmal-auf-article13262661.html> [Stand 20.04.2020].

ProAsyl (Hrsg.): »Corona-Gesetz« in Ungarn: Alle Macht für Orbán, vom 01.04.2020.

URL.: <https://www.proasyl.de/news/corona-gesetz-in-ungarn-alle-macht-fuer-orban/> [Stand 20.04.2020].

Schmidinger, Thomas/ AstA der Geschwister-Scholl-Universität München (Hg.): Spiel ohne Grenzen - Zu- und Gegenstand der Antiglobalisierungsbewegung. Berlin, 2004.

Tagesschau vom 07.04.2014 (Hg.): Fidesz gewinnt Parlamentswahl in Ungarn. „Freie, aber keine fairen Wahlen“, URL.: <https://www.tagesschau.de/ausland/ungarn-interview-engels100.html> [Stand 20.04.2020].

3 Zwischen Ehrenamt und Empowerment – Rom*nja in Ungarn und die soziale Frage (Mi, 4. März 2020)

3.1 Real Pearl Foundation – Fachgespräch mit Alíz Kun

geschrieben von Sophie Ressin

An unserem zweiten Exkursionstag nahmen wir an einem Fachgespräch mit Alíz Kun im Rahmen einer LV in MA in Community and Civil Development Studies von Anna Csongor in den Räumlichkeiten der ELTE Universität teil. Frau Kun ist die Referentin für Kommunikation und Fundraising der Real Pearl Foundation. Die Foundation, gegründet 1999 von Nóra L. Ritók, ist eine Nichtregierungsorganisation, in deren Fokus Community development mit Rom*nja im Osten Ungarns steht.

Die Arbeit der Stiftung wird durch Spenden von Privatpersonen unterstützt. In der Umsetzung ist die Organisation abhängig von ehrenamtlichem Engagement, rund 100 Ehrenamtliche beteiligten sich 2020 an den Projekten.

Die Organisation gründete Schulen, um Kinder und deren Familien in marginalisierten Lebenslagen, im Besonderen Rom*nja-Familien, zu unterstützen. Die Schulen entstanden in sechs Kleinstädten, wo der Bedarf besonders groß war und Arbeitsmöglichkeiten für Jugendliche und junge Erwachsene bestehen. Es gibt 33 Vollzeitmitarbeiter*innen, von denen sieben aus Rom*nja-Familien kommen.

An den Schulen existiert ein großes Angebot an kreativen Möglichkeiten. Schüler*innen können sich Angebote auswählen und auf verschiedene Weise künstlerisch tätig werden. Zu den Angeboten gehören beispielsweise die Arbeit mit Holz oder im Garten und die Herstellung von Marmelade. Die entstandenen Produkte werden teilweise verkauft und tragen somit zu der Finanzierung der Organisation bei.

70% der Kinder leben in nicht-privilegierten Verhältnissen. In den Schulen wird gegen Diskriminierung von Rom*nja in der Kindheit gearbeitet. Auch außerhalb der Schule werden die Kinder unterstützt. Es besteht eine intensive Zusammenarbeit in den Communities mit den Familien der Kinder. Ein Nachmittagsprogramm für verschiedene Altersgruppen ist Teil des Schulalltags. Es gibt beispielsweise einen Kochclub, einen Club für Frauen, einen Mutter-Kind-Club und einen Club für Jugendliche. Der Club für Jugendliche ist ein neues Projekt, das Jugendlichen im Alter von 16 Jahren Orientierung geben soll. Die Fragen rund um Ausbildung und Berufsperspektiven werden behandelt und der Überbrückungszeitraum zwischen Schulausbildung und dem beruflichen Werdegang begleitet. Die Angebote sind sehr vielfältig und auf die Lebensrealitäten und den Alltag der Menschen abgestimmt.

Eine grundlegende Aufgabe der Mitarbeiter*innen ist die Vermittlung zwischen Rom*nja-Familien und staatlichen Einrichtungen. Die größte Herausforderung in der Arbeit sind die Vorurteile gegenüber und die Stigmatisierung von Rom*nja. Für Probleme, die im ungarischen Staat

existieren, werden häufig Rom*nja verantwortlich gemacht. Die Übertragung von Schuld und Verantwortlichkeit ist in Ungarn, wie auch in Deutschland, gesellschaftlich verankert.

Die Schulen der Real Pearl Foundation leisten einen großen Beitrag in der rassismuskritischen Bildungsarbeit. Durch die Förderung und Unterstützung der Menschen, erhöhen sie deren Teilhabe und wirken Stigmatisierungen entgegen. Die Öffentlichkeitsarbeit, sowie der Verkauf der entstandenen Produkte erreicht viele Menschen und macht diese sensibel für die beschriebene Problematik. Erschreckend ist, dass die Organisation dabei nicht auf die Unterstützung des Staates zählen kann und von ehrenamtlichen Mitarbeiter*innen und Spenden abhängig ist.

Der Diskriminierung seitens einiger ungarischen Bürger*innen wird nur teilweise durch Öffentlichkeitsarbeit entgegengewirkt.

Das Problem liegt vielmehr in der Bevölkerung und den Handlungen des Staates. Es ist jedoch einfacher Rom*nja-Communities zu erreichen, als

grundlegende menschenfeindliche Werte, die sich durch Teile der Bevölkerung ziehen, zu verändern.

Beeindruckend ist, wie engagiert und kreativ die Real Pearl Foundation agiert. Trotz der Ablehnung und Stigmatisierung durch Teile der Bevölkerung und des Staates, unterstützt und fördert sie Rom*nja-Communities. Die Schulbildung ist ein großer Bestandteil einer Biografie und kann das Leben eines Menschen enorm prägen. Deshalb ist es meiner Meinung nach sehr wichtig, dort anzusetzen, um eventuell Perspektiven geben zu können.



Studierende in der ELTE Universität - Foto: Stanley Findeisen

3.2 „A definition of Social Work in Hungary is difficult“ – Fachgespräch mit Anna Csongor

geschrieben von Josephine Schallehn

Am Mittwochvormittag waren wir zu Gast in der Eötvös Loránd University Faculty of Social Sciences. Dort haben wir im Rahmen einer Lehrveranstaltung an einem Fachgespräch über Antiziganismus und Roma-Forschung teilgenommen. Das Gespräch fand in einer Masterseminargruppe von Community and Civil Development Studies unter der Leitung der Dozentin Anna Csongor statt. Im Vorfeld haben wir uns schon einige Fragen zum Thema Antiziganismus bzw. Sinti und Roma auf Grundlage unserer Vorbereitungsstage und persönlichen Recherchen überlegt.

Erwähnenswert ist, dass die Universität sehr groß ist und auf mich ein beeindruckendes Bild hinterlassen hat. Besonders hat mich direkt eine Ausstellung im Eingangsbereich fasziniert, in der historische naturwissenschaftliche Geräte und Techniken präsentiert wurden.

Dann haben wir uns mit unseren Gesprächspartner*innen im Seminarraum getroffen.

Zuerst präsentierte uns Alíz Kun eine 15-minütige Powerpoint-Präsentation. Sie ist Mitarbeiterin der Real Pearl Foundation und erklärte, wie sich diese Organisation für benachteiligte und in Armut lebende Familien in Ostungarn einsetzt. Unter anderem werden pädagogische

Betreuungen von Schulkindern nach dem Unterricht angeboten und Mediation zwischen Roma-Familien.

Im Anschluss entstand eine angeregte Diskussions- und Fragerunde. Uns hat vor allem interessiert, unter welchen Bedingungen die Organisation arbeitet - z.B. wie viele Mitarbeiter*innen es momentan gibt und inwiefern Freiwilligenarbeit in Anspruch genommen wird. Daraufhin entstand ein Austausch über die Profession Soziale Arbeit in Ungarn im Vergleich zu Deutschland. Aus unserer Gruppe wurde die Aussage getroffen, dass Migration als ein großes Problem in Deutschland gesehen wird. Alíz Kun erwiderte, dass Integration in Ungarn gar nicht stattfinden würde. Als größtes Problem sieht sie die immer noch vorherrschenden Stereotypen gegenüber Sinti*ze und Rom*nja. In ihrer Arbeit mit den Familien bemerkt sie, dass die Familien kaum Zukunftsvisionen haben und deswegen Hoffnung und Antrieb fehlt. Die Real Pearl Foundation versucht den von Ausgrenzung betroffenen Familien zu helfen, sich durch künstlerische Projekte auszudrücken. Als wir direkt nach Gemeinsamkeiten in der Sozialen Arbeit zwischen Ungarn und Deutschland fragten, antwortete Alíz Kun: "Germany is two steps ahead."

Im zweiten Teil unseres Gesprächs bekamen wir die Gelegenheit, uns mit Anna Csongor zu unterhalten, die Leiterin des sozialen Fachbereichs an der Universität ist. Ebenfalls teilgenommen hat eine ihrer Masterstudierenden. Etwas später kam eine Romnja-Frau dazu, die uns berichtete, dass es kaum öffentliche Möglichkeiten für Menschen mit und ohne Rom*nja-Hintergrund gäbe, sich zu treffen und kennenzulernen. Dadurch würde die bestehende Segregation noch verschärft werden. Deswegen engagiert sie sich in einem lokal angelegten sozialen Projekt, was diese beiden Gruppen in einem Raum frei von Zwang zusammenbringt. Das geschieht vor allem durch offene Veranstaltungen, wie z.B. Tischtennisturniere. Damit möchte sie die ihrer Meinung nach, große soziale Lücke zwischen diesen beiden Teilen der ungarischen Gesellschaft verkleinern. Neben der bestehenden Segregation sei ihr zufolge auch die Armut ein weit verbreitetes Problem in der Rom*nja-Gemeinschaft.

Ergänzend zu den persönlichen Berichten erzählte uns Anna Csongor etwas zu ihrer professionellen Sicht auf die Situation der fachlichen Sozialen Arbeit in Ungarn. Eine Aussage von ihr fasst die Problematik meiner Meinung nach gut zusammen: "A definition of Social Work in Hungary is difficult." Das Land bräuchte dringend mehr Sozialarbeiter*innen, weswegen es auch möglich sei, mit anderen Abschlüssen, wie zum Beispiel einem abgeschlossenen Lehramtsstudium, in der Sozialen Arbeit tätig zu werden. Folglich würde es der Sozialen Arbeit an Professionalität und Berufsverständnis mangeln.

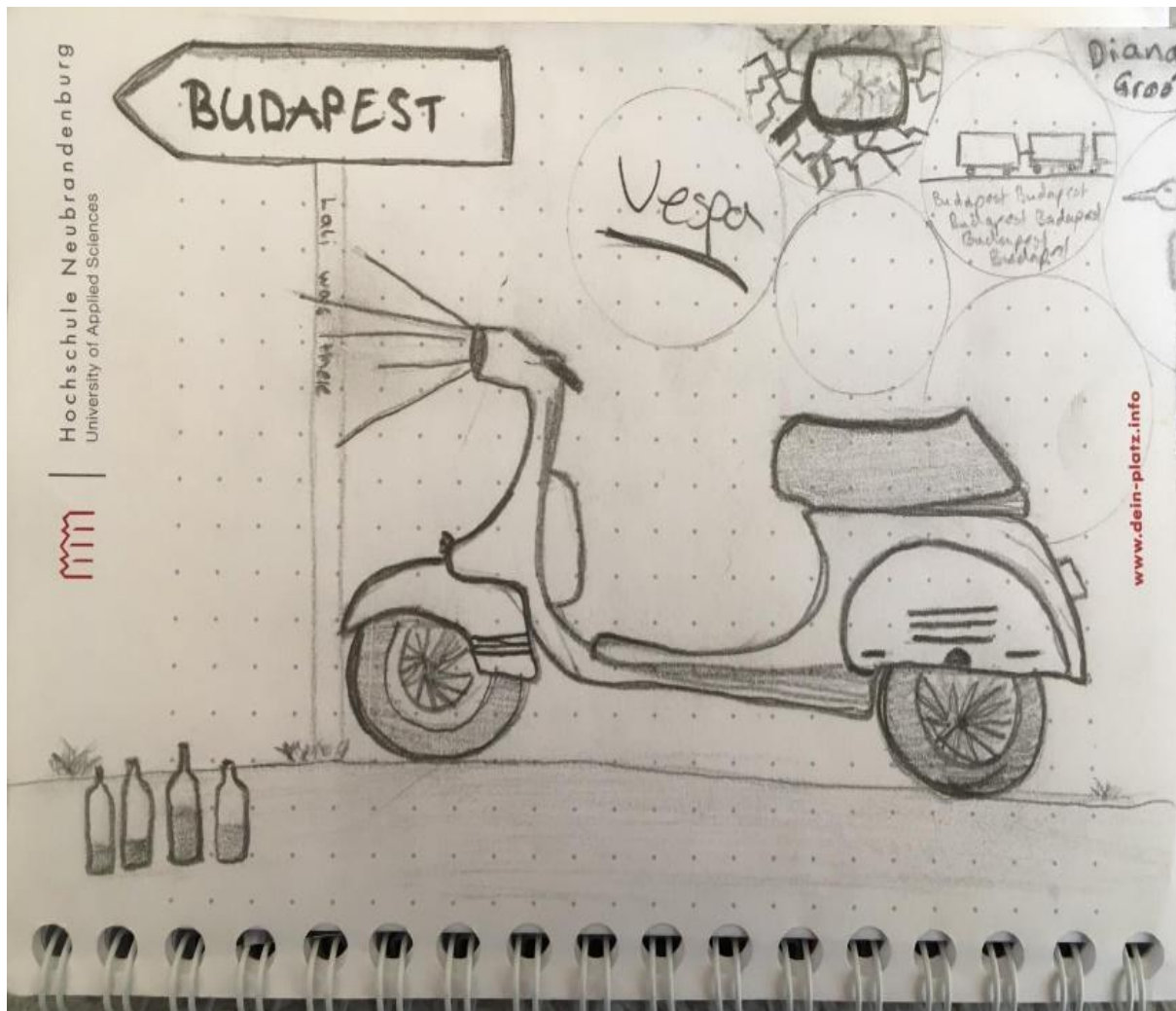
Eine weitere Frage unserer Gruppe war, ob sich die Rom*nja-Gemeinschaft durch die Europäische Union unterstützt fühlt. Die Antwort darauf war, dass man sich übergangen fühlt und vor allem keinerlei finanzielle Unterstützung erhält.

Schlussendlich wurde die Tatsache erörtert, dass Rom*nja-Familien auch darunter zu leiden haben, dass sie sich zwischen ihrer Identität und Kultur auf der einen Seite und auf der anderen Seite der gesellschaftlichen Anpassung zerrissen fühlen.

Die Gespräche fanden auf Englisch statt, ab und zu wurde für uns aus dem Ungarischen ins Englische übersetzt.

Ich persönlich fand dieses Treffen sehr interessant und aufschlussreich. Es war ein guter Gesprächsfluss, da sowohl von unserer Gruppe viele Fragen kamen und für mich die Antworten sehr informativ und gleichzeitig authentisch wirkten. Wir gingen meiner Meinung nach vor allem gegen Ende des Gesprächs aus dem einfachen "Frage - Antwort" - Schema heraus und schafften es, einen Dialog zu entwickeln, um unsere Meinungen und Erfahrungen auszutauschen.

3.3 „Der zerbrochene Spiegel“ – Der Film „Vespa“ von Diana Groó geschrieben von: Mara Welz, Julia Sprick, Lea Sophie Rauch und Leonie Elshof



© Lea Sophie Rauch (2020)

3.3.1 Einleitung

Wie in den anderen Programmpunkten bereits deutlich geworden ist, stellt die Ausgrenzung und Diskriminierung von Rom*nja in Ungarn einen großen Eingriff in ihre Menschenrechte dar. Auch der Film „Vespa“ von Diana Groó beschäftigt sich mit dieser Problematik. Am Dienstag den 03.03.2020 um 14:00 Uhr hatten wir die Chance, in der Central European University Nádor den Film „Vespa“ zu schauen. Eigentlich war ein anschließendes Filmgespräch mit der Regisseurin geplant, jedoch musste Frau Groó unseren Termin kurzfristig absagen. Am darauffolgenden Tag haben wir den Film in der ELTE Universität an Hand von verschiedenen Fragen reflektiert, konnten diese Reflexionsrunde allerdings nicht beenden, da sich das Treffen mit den Rom*nja-Student*innen zeitlich überschneiden hatte. Aus diesen Gründen haben wir uns bemüht, den Film Vespa innerhalb unserer Kleingruppe ausführlich zu interpretieren und zu reflektieren. Somit sind die Inhalte der Interpretationen unsere subjektiven Eindrücke. Wir wissen nicht, ob diese Eindrücke immer mit den Intentionen von Frau Groó übereinstimmen.

3.3.2 Inhalt des Films und biographische Information zur Regisseurin

Der Film „Vespa“ handelt von dem Jungen Lali, der gemeinsam mit seiner Mutter in Berekhát, einem kleinen Dorfe in Südungarn lebt. Nach der Schule verbringt Lali viel Zeit mit seinen Freunden, vor allem mit seinem besten Freund Ernő. Gemeinsam mit seinen Freunden spielt er



Studierende in Diskussion - Foto: Stanley Findeisen

regelmäßig Karten, dabei gibt es häufig Wetteinsätze, unter anderem Bargeld. Lali liegt das Kartenspielen, sodass er eines Tages eine Schokolade gewinnt, die überraschenderweise ein Gewinnlos für eine Vespa enthält. Gemeinsam mit seinem Freund Ernő schmiedet er Pläne, wie sie mit dem erspielten Geld den Scooter in Budapest abholen können. Ebenso erhofft sich Lali insgeheim, seinen Vater in Budapest zu finden. Die einzige Information, die er über seinen Vater hat, ist sein Name sowie ein kleines Bild. Am Tag der geplanten Abreise kann Ernő unerwartet nicht

mit auf die Reise kommen, daher macht sich Lali allein mit dem Zug auf den Weg ins unbekannte Budapest. Unplanmäßig wird der Zug gestoppt, sodass er per Anhalter schließlich doch noch die Stadt erreicht. Von Anfang an versteht sich Lali mit seinem Anhalter Feri sehr gut, der ihn bis zu seinem Zielort bringt, um dort sein Gewinnlos einzulösen. Dort angekommen, wird ihm die Vespa jedoch aufgrund seines Alters verweigert. Nach diesem Rückschlag macht er sich hoffnungsvoll, aber dennoch planlos auf die Suche nach seinem Vater. Er streift durch die Straßen und visiert eine Baustelle an, von der er überzeugt ist, dass sein Vater dort sein würde. Trotz seiner Nachfragen an die Bauarbeiter*innen findet er seinen Vater nicht und wird schließlich ausgelacht und weggeschickt. Enttäuscht versucht er, fremde Passant*innen anzusprechen, die sich als seine Eltern ausgeben sollen, um das Los gegen die Vespa eintauschen. Doch er scheitert. Ganz unverhofft trifft er plötzlich auf seinen Anhalter Feri, der sich als Straßenmusiker herausstellt. Dieser ist nun bereit, sich als Lalis Vater auszugeben, um mit ihm den Gewinn einzulösen. Obwohl sie nun zu zweit sind, wird ihnen dennoch die Vespa nicht übergeben, was Lali so wütend macht, sodass er sich einfach auf die Vespa setzt und losfährt. Feri folgt ihm und steht weiterhin zu Lali, selbst als dieser einen Unfall mit dem Scooter verursacht. Nachdem Lali und Feri gemeinsam die Vespa reparieren, bringt Feri Lali das Scooter-Fahren bei. So fährt er Lali auf dem Weg nach Hause noch ein Stück mit dem Auto hinterher, bis er ihn dann unbemerkt allein weiterfahren lässt. Etwas traurig nun wieder allein zu sein, aber zielstrebig fährt Lali weiter Richtung Heimat. Wie es kommen musste, ist der Tank bald leer gefahren und Lali schiebt seinen Scooter durch die verlassenen Straßen. Inzwischen ist es dunkel geworden. Nach einiger Zeit findet Lali eine Tankstelle, wo er zwei Männer antrifft, die ihm die Vespa abkaufen möchten und zwingen ihn regelrecht dazu, ihr Geld zu nehmen. Lali hingegen bleibt standhaft und will seine Vespa gegen das Geld nicht eintauschen. Die beiden alkoholisierten Männer werden



Film Vespa wird gesehen - Foto Stanley Findeisen

Die beiden alkoholisierten Männer werden

aggressiv und beginnen auf Lali einzuprügeln. Da die Gegend so verlassen ist, merkt niemand etwas davon und niemand kommt Lali zu Hilfe. Folglich wird Lali von den Männern bewusstlos geschlagen und lassen ihn vielfach verletzt im Feld liegen. Als Lali wieder zu Bewusstsein kommt bemerkt er, dass seine Vespa weg ist, lediglich einen zerbrochenen Rückspiegel findet er wieder. So geht er mit dem Rückspiegel in der Hand weiter nach Hause und kommt dort schließlich vollkommen erschöpft an. Ernő erfährt von Lalis Erlebnissen und erzählt in seinem Freundeskreis stolz von Lalis Abenteuer und großem Mut. Lali hingegen ist traurig und beschämt.

Regisseurin Diana Groó



Diana Groó wurde am 10.09.1973 in Budapest, Ungarn, geboren. Nach ihrem Bachelorabschluss in Französisch und Hebräisch, absolvierte sie ihr Masterstudium in TV- und Filmregie (IMDb, o.J.). Seitdem ist sie als Regisseurin und Drehbuchautorin tätig und veröffentlichte unter anderem im Jahre 2010 den Film „Vespa“, der im Folgenden kurz beschrieben wird (National Film Institute Hungary, o.J.). Diana Groó ist eine Enkeltochter von Judit Varga-Hoffmann, einer 93-jährigen Zeitzeugin und KZ-Überlebenden, welche in Budapest lebt, die wir auf Grund des Corona-Risikos bedauerlicherweise aber nicht treffen konnten. Anna Csongor ist eine Dozentin an der ELTE Universität, im Masterstudiengang Social Work und Community Studies. Sie ist die "Tante" von Diana. Anna Csongor ist bei Judit Varga-Hoffmann aufgewachsen (sie ist also nicht die biologische Tochter von Judit Varga-Hoffmann).

Quelle: <https://www.filmfestivalcottbus.de/de/festival/archiv/movie/1381.html>; 20.7.2020)

3.3.3 Filminterpretation

Da der geplante Programmpunkt, mit der Regisseurin Diana Groó persönlich ins Gespräch zu kommen und mit ihr gemeinsam über den Film „Vespa“ zu diskutieren, leider kurzfristig ausfiel, fokussieren wir uns bei der folgenden Filmanalyse nun allein auf die subjektive Sichtweise unserer Arbeitsgruppe und interpretieren dementsprechend allein aus der Perspektive des*der Zuschauer*in. Im Folgenden werden wir einige ausgewählte Szenen, die uns als wichtig erscheinen und am einprägsamsten waren, darstellen. In der gesamten Analyse wird davon ausgegangen, dass die Hauptprotagonist*innen (Ernő, Lali, Lalis Mutter, Feri) der Rom*nja-Gruppe angehören. Uns ist unbekannt, in welchem Jahr der Film spielt und unklar, durch welche politischen Ereignisse und Umstände dieser beeinflusst wird.

Eingangsszene

Der Film beginnt laut, mit Rufen und Pfiffen. Es sind Männer und Frauen zu sehen, die mit Stöcken schwingen und auf den Boden schlagen, einer von ihnen trägt einen großen Beutel mit sich. Sie alle laufen im schnellen Schritt auf einem Feld in eine Richtung. Sie scheinen fest entschlossen etwas zu verfolgen. Es ist nicht erkenntlich, wie viele Menschen insgesamt über das Feld streifen,

da die Kameraführung kein totales Szenenbild zeigt, sondern verschiedene Einstellung mit Kamerafahrten und Nahaufnahmen von den Gesichtern und die Nahaufnahme eines Maschendrahtzauns hinter dem unscharf die über das Feld streifenden Menschen zu erkennen sind. Durch die sich bewegende Kamera und den sich dazu noch bewegenden Protagonist*innen erscheint die Anfangsszene zum Teil sehr aufgewühlt und unruhig. Für die Zuschauer*innen ist undurchsichtig, was die Bedeutung dieser Szene ist und was die Menschen auf dem Feld verfolgen. Es könnte eine Treibjagd darstellen, da die Szenen mit einem Hasen, der sich hinter dem Maschendrahtzaun verfangen haben könnte und von den Menschen dorthin getrieben wurde, beendet wird. Die Szene vermittelt dem Zuschauer ein Gefühl, das wie in dem Theaterstück „Warten auf Godot“, geschaffen wird: Das Warten auf etwas, wobei der*die Zuschauer*in nicht weiß was es ist oder sein soll, so wie in dem Theaterstück nicht klar ist, was Godot ist. Aufgrund des ereignislosen Nichtstuns möchte der*die Protagonist*in das Warten auf Godot immer wieder abbrechen, doch ein Bote von Godot teilt den Wartenden dann mit, dass Godot bestimmt bald komme. Darauf vertrauend wartet der Wartende. Das Stück endet im endlosen Warten. Die Anfangsszene des Films vermittelt ein ähnliches Gefühl wie das Theaterstück „Warten auf Godot“. Der*die Zuschauer*in wartet darauf, dass ein Sinn ersichtlich ist und die Situation verständlich ist. Da dies nicht eintritt, wird zum Denken angeregt und der*die Zuschauende fängt an, das Geschehene zu hinterfragen. Das scheinbar sinnlose oder eher der nicht ersichtliche Grund für das Streifen der Menschen über ein Feld kann als Metapher für das planlose und tagtägliche Leben, in welchem weder Träume, Wünsche, Ziele existent sind, stehen. Von diesem Alltag sind viele Rom*nja, vor allem in ländlichen Regionen Ungarns, betroffen. Die Situation ist auf den ersten Blick schwer verständlich, da diese dem eigenen Alltag kaum gleicht und die meisten Zuschauer*innen wohl kaum wissen, worum es sich in der Anfangsszene handelt. Und genau diese banale Situation, und zwar dem Laufen über ein Feld mit Rufen und Stöcken, ohne erkennbaren Sinn, regt uns, die Zuschauer*innen, sehr zum Nachdenken und Hinterfragen an. Was für die einen das Normalste der Welt und den normalen Alltag darstellt, kann für die anderen unverständlich und undurchsichtig erscheinen.



Menschen streifen über das Feld, Treibjagd.

Minute 1:29

Gewinn Gutschein und Vorbereitungen der Reise nach Budapest

Bei einer der vielen Spielrunden gewinnt Lali eine Tafel Schokolade, die ein größeres Abenteuer für ihn bereithält, als er es sich zu Beginn erdenken kann. In der Verpackung ist der Hauptgewinn: Ein Gutschein für eine Vespa. Das einzige Problem ist, die Vespa muss in Budapest abgeholt werden und dorthin ist es ein langer Weg. Lali bespricht mit seinem besten Freund den Plan, nach Budapest zu reisen, nicht nur um die Vespa abzuholen, sondern auch seinen seit Jahren verschwundenen Vater wiederzufinden. Kurzerhand schließt sich Ernö dem Vorhaben an. Der Gewinn der Vespa gibt Lali und Ernö wahrscheinlich das erste Mal einen Grund aus ihrem Alltag, der aus Schule und um Geld spielen besteht, auszubrechen und in eine andere Lebenswelt aufzubrechen. Der Gewinn des Gutscheins kann als erste Möglichkeit für einen Ausbruch aus dem Alltag und auch als Ausbruch aus der stigmatisierten Lebenswelt der Rom*nja interpretiert werden.

Als Lali eines morgens zu spät in die Schule kommt, führt der Lehrer ihn vor, in dem er ihn vor der gesamten Klasse fragt, warum er zu spät gekommen ist. Als Lali antwortet, er habe den Müll rausbringen müssen, wird er von den Mitschüler*innen ausgelacht. Lali setzt sich zu Ernö in die letzte Reihe und sie unterhalten sich u.a. über den Gewinn, den er laut Gutschein in Budapest abholen kann. Die letzte Reihe, in der die beiden, abseits von den anderen sitzen, könnte als Symbol für die Ausgrenzung von Rom*nja interpretiert werden. Im Hintergrund hört der*die Zuschauer*in währenddessen einen Schüler das Gedicht "Tiefeland" von Petőfi Sándor aus dem Jahre 1848 (ungarische Unabhängigkeitsrevolution) aufsagen. Es handelt sich hierbei um ein langes Gedicht, das fast jede*r Schüler*in in Ungarn in der Schule auswendig lernen muss. Möglicherweise soll das Gedicht ein Symbol für den Nationalstolz, der in ungarischen Schulen indoktriniert wird, sein. Das stupide Auswendiglernen dieses Gedichtes ist, nach unserer Auffassung und Meinung einer Professorin unserer Hochschule, kein sinnvoller Lernstoff für Kinder oder Jugendliche. In einer vorherigen Szene war zu sehen, wie Lali das Gedicht mit seiner Mutter übt. Da Lali und Ernö quatschen, wirft der Lehrer sein Buch auf den Tisch der beiden, sodass die beiden kurz aufschrecken. Diese Reaktion des Lehrers, wirkt auf die Zuschauer*innen sehr entwürdigend gegenüber Lali und Ernö. Ernö lächelt ein wenig über die Situation. Hieraus ergibt sich die Interpretation, dass der Lehrer sich lächerlich und nicht wie eine pädagogisch wertvolle Kraft, die Kinder angemessen zu regulieren weiß, verhält. Der Lehrer fordert Lali auf, das Gedicht fortzusetzen. Als Lali nicht mehr weiterweiß, sagt der Lehrer abfällig "Wars das für heute?". Der Lehrer gibt ihm nicht die Chance, es nochmal zu versuchen. Darauf folgt ein Filmschnitt. Anschließend sieht man Lali vor der Tür stehen und warten. Die Tür geht auf und Ernö kommt raus. Lali fragt "bist du auch rausgeworfen worden?". Ernö bejaht dies lächelnd und die beiden schlagen triumphierend die Hände ein und rennen anschließend von der Klassentür weg, während der Lehrer hinter der Tür stehen bleibt. Abermals erfahren die beiden Jungen hier Ausschluss aus der Gemeinschaft. Die Szene könnte aber auch dafür stehen, dass Lali und Ernö versuchen, aus diesem diskriminierenden System weg und in ein besseres Leben zu rennen, während der Lehrer in seiner sozialen Entwicklung stehen bleibt.

Nach dem Gewinn des Gutscheins kann Lali nachts nicht gut einschlafen. Seine Mutter schläft schon und er schaut eine Doku über Bauarbeiter*innen im Fernsehen. Sein Blick fällt auf die Wand gegenüber seinem Bett, wo ein Gemälde hängt, auf dem die christliche Maria zu sehen ist. Er steht auf, nimmt es ab und dreht es um. Hinter dem Gemälde klebt ein Foto, auf dem eine männliche Person mit einem Bauarbeiter*innenhelm zu sehen ist, es kann angenommen werden,

dass diese Person sein Vater ist. Lali schaut dieses Bild lange an. Auf Grund dessen, dass Lali dieses Bild nachts anschaut und es hinter einem Gemälde klebt, kann angenommen werden, dass er es selbst dort hingeklebt hat. Da das Bild etwas Heiliges darstellt, würde die Mutter vermutlich nie auf die Idee kommen dieses Bild abzuhängen bzw. umzudrehen. Somit hat Lali immer die Chance, seinen Vater zu "sehen", wann er dies möchte. Vielleicht haben sich die Eltern nicht im Guten getrennt und die Mutter möchte mit ihrem (Ex-) Mann nicht mehr konfrontiert werden. In dem Film wird nie über seinen Vater gesprochen oder auf die Geschichte der Beziehung seiner Eltern eingegangen. Somit ist unklar, ob Lali seinen Vater überhaupt kennen gelernt hat. Allerdings wird ersichtlich, wie sehr sich Lali nach seinem Vater sehnt. Es kann angenommen werden, dass Lali hier den Entschluss fasst, den Gutschein der Vespa einzulösen und parallel seinen Vater in Budapest zu suchen. Das Foto des Bauarbeiters gibt Lali Sicherheit und Ruhe, er schläft nach der Betrachtung direkt ein.



Lali dreht das Bild um.

Minute 11:48

Ein neuer Tag: Der "Plan" steht, am nächsten Tag bevor die Schule beginnt, wollen sich Ernő und Lali treffen und den langen Weg nach Budapest gemeinsam antreten. Es scheint so selbstverständlich, dass die beiden Jungs einfach mal nach Budapest fahren und kaum darüber nachdenken, was so eine Reise mit sich bringen kann. Die beiden erscheinen sehr naiv in ihrem Handeln und Planen. Lalis Einfachheit der Vorstellung in einer Millionenstadt seinen Vater zu suchen und zu finden ist absurd und nur mit sehr viel Glück und Kontakten machbar. Er weiß nicht, was es bedeutet, als Rom*nja stigmatisiert zu werden und Rassismus zu erfahren und kann dadurch auch furchtlos und hoffnungsvoll der Reise entgegenblicken.

In der Nacht, bevor Lali plant nach Budapest aufzubrechen, schläft er nicht bei seiner Mutter im Bett, er begründet dies damit, „dass er kein kleiner Junge mehr sei“. Es wird nicht ersichtlich, ob Lali diese Aussage tätigt, um das Haus unbemerkt am nächsten Morgen verlassen zu können, oder weil er wirklich den Drang nach mehr Privatsphäre verspürt.

Reise nach Budapest

Es ist so weit, die Reise soll beginnen. Lali packt seine Sachen und macht sich auf den Weg zu Ernös Haus. Dort wartet er auf Ernö. Anders als erhofft, soll Ernö heute von seinem Vater zur Schule begleitet werden und wird dadurch verhindert, mit Lali zusammen nach Budapest aufzubrechen. Hilflos schaut Ernö zurück zu Lali. Die Reise hat noch nicht begonnen und Lali muss die erste Enttäuschung hinnehmen: Sein Freund Ernö wagt es nicht, vor seinem Vater wegzulaufen und kommt nicht mit. Allein begibt sich Lali auf den Weg zum Bahnhof, kauft dort mit seinem erspielten Geld ein Ticket nach Budapest und steigt in den Zug ein. In verschiedenen Perspektiven wird die Fahrt von Lali im Zug gefilmt und dargestellt. Dadurch wird die Fahrt an sich und die Momente des Zeitvertreibs und Wartens in den Mittelpunkt gerückt. Plötzlich fährt der Zug langsamer und hält schließlich an. Umgeben von Feldern müssen alle Passagiere aussteigen und zu Fuß weiter. Ziellos läuft Lali allein am Straßenrand entlang und folgt einer Straße in Richtung Budapest. Das ist die zweite "ungeplante" Gegebenheit seiner erst begonnenen Reise, mit der Lali lernt umzugehen und neue Lösungen und Wege zu finden. Diese erste Schwierigkeit der Reise und die Schwierigkeit, sein Ziel verfolgen zu können, da der Zug nicht weiterfährt, kann allgemein als die Herausforderung, als Rom*nja seine Ziele zu verfolgen und zu realisieren, interpretiert werden.

In der nächsten Szene sieht der*die Zuschauer*in Lali an der Straße sitzen, darauf hoffend, dass ihn jemand mit dem Auto mit in Richtung Budapest mitnimmt. Ein Auto hält nach einiger Zeit an, ein junger Mann namens Feri sitzt in dem Auto und stimmt zu, ihm nach Budapest zu fahren. Die Fahrt in Feri's Auto wird harmonisch dargestellt, die beiden verstehen sich sehr gut und witzeln im Auto herum. Der*die Zuschauer*in bekommt eine positive Grundstimmung von Lali vermittelt nach dem Motto "Ich schaffe das". Die Regisseurin Diana Groó zeigt Lalis Gesicht im Laufe des Films oftmals in einem Spiegel z.B. in dem Autospiegel von Feris Wagen oder in dem Spiegel der Vespa. Auf der Reise nach Budapest sieht man Lalis Gesicht klar in einem heilen Autospiegel, dies ändert sich allerdings zum Ende des Films (siehe Abschlusszene).

In Budapest angekommen trennen sich Lali und Feri. Lali folgt der Adresse auf dem Gutschein des Schokoladenriegels, und findet in einem Hinterhof in einem kleinen Container den Besitzer der Marke. Dieser verweigert Lali die Vespa mitzunehmen mit der Begründung, er brauche einen Elternteil dafür. Nach diesem Gespräch sucht Lali auf den Straßen Budapests nach einer Person, die sich als sein Vater ausgeben könnte, die Passant*innen würdigen Lali allerdings keines Blickes. Sie sehen ihn herabwürdigend an und geben ihm das Gefühl, minderwertig zu sein. Keiner erklärt sich bereit, sein Vater zu sein, Lali nimmt diesen Umgang einfach so hin, wundert sich nicht und akzeptiert dieses Verhalten der Passant*innen.

Wir nehmen an, dass die Szene die Alltagsdiskriminierung der Rom*nja in Budapest darstellen soll. Allerdings trifft Lali Feri nach ein paar Stunden zufällig im Zentrum der Stadt wieder. Feri hatte dort eine Art Glasspiel aufgebaut, mit dem er Musik machen wollte, um Geld zu verdienen. Dieses wurde ihm mutwillig von Jugendlichen zerstört. Von diesem Zeitpunkt an verbringen die beiden viel Zeit miteinander. Lali genießt die Stunden die er mit Feri hat, er fühlt sich wohl an seiner Seite und er gibt ihm Halt. Lali fragt Feri, ob er sich vorstellen kann, vorzugeben sein Vater zu sein, um die Vespa abholen zu können. Feri stimmt zu. Die Frage von Lali an Feri "Willst du mein Vater sein?", meint wahrscheinlich nicht nur das Ausgeben von Feri als sein Vater um die Vespa zu erhalten, sondern Lalis allgemeinem Wunsch, einen liebevollen Vater in seinem Leben zu haben. Es wirkt, als würde Feri Lalis primäres Anliegen der Reise, seinen Vater zu finden, vergessen lassen, da er eine Art Ersatzvater für ihn wird.



Lali (li.) und Feri (re.) im Auto auf dem Weg nach Budapest

Minute 30:15

Heimkehr

Nachdem Lali die Vespa gewaltsam entrissen wurde, kommt er zu Fuß in seinem Dorf an. In dieser Szene sieht man, wie Lalis Mutter auf einer langen verlassenen Straße herumirrt, um ihren Sohn zu finden. Die Zuschauer*innen sehen, wie verzweifelt die Mutter nach ihrem Sohn sucht, wie traurig sie ist. Die Angst, dass ihrem Sohn was zugestoßen sein könnte, steht ihr ins Gesicht geschrieben. Parallel dazu sieht man ebenfalls, wie Lali zur gleichen Zeit im Hintergrund von einem Waldweg auf die Straße gelaufen kommt. Die Regisseurin inszeniert diese Szene so, dass die beiden Protagonisten sich nicht gegenseitig sehen, eine "positive Wiedervereinigung", in der sich beide freudig in die Arme fallen bzw. die Mutter über die Rückkehr des Sohnes erleichtert ist, bleibt aus. Diese Szene könnte ein Ungleichgewicht in der Beziehung von Mutter und Sohn symbolisieren.

Es kann angenommen werden, dass dieses Ungleichgewicht mit dem Verschwinden des Vaters zu tun hat. Die Mutter redet nicht über Lalis Vater, sodass er sich Verstecke für Fotos in der Wohnung suchen muss. Allerdings hat Lali ein großes Bedürfnis, seinen Vater zu sehen, um mit ihm zu reden und ihn kennenlernen zu können. Somit liegt das Problem in der Kommunikation der beiden, sie sprechen nicht über ihre Bedürfnisse, sie "sehen sich nicht gegenseitig".



Lali (im Hintergrund links) kommt im Dorf an. Seine Mutter steht auf der Straße

Minute 1:17:57

Allerdings haben die beiden nicht nur eine komplizierte Beziehung. Am Anfang des Filmes sieht man eine Szene, in der Lali und seine Mutter liebevoll auf dem Bett rangeln, da sie gerochen hat, dass er geraucht hat. Die Mutter ist zwar nicht erfreut darüber, dass Lali mit Ernö geraucht hat, aber anstatt Lali zu schimpfen oder zu bestrafen, nennt sie ihn aus Spaß "Satan". Somit zeigt sich auch, dass Lali und seine Mutter eine liebevolle Beziehung zueinander haben. Der Film zeigt somit auch Inhalte, welche nicht nur einen negativen Blick auf die Lebenswelt von Lali werfen. Eine weitere Interpretation der Szenen kann die Hervorhebungen und die Wirkung der unterschiedlichen Erfahrungen von Mutter und Sohn sein. Lali hat sehr viel Diskriminierung erfahren. Das, was er erlebt hat, kann wohl keiner in seinem Ort gut nachvollziehen und auch nicht verstehen, wie es ihm damit geht. Er war auf sich allein gestellt und hat während der Reise seine Ziele und Wünsche verloren. Seine Mutter wiederum hat ihn scheinbar ununterbrochen gesucht und hat sich Sorgen um ihn gemacht und auch Angst um Lali gehabt. Er kann seine Mutter nicht sehen und sie kann ihn nicht sehen. Sie können sich gegenseitig nicht verstehen und auch nicht nachempfinden, wie es dem anderen ging.

Die Heimkehr von Lali gestaltet sich anders, als er es sich erhofft hat. Lali träumte, er kommt mit einer Vespa zurück und hat somit auch den Respekt der anderen Kinder, mit denen er spielt. In seiner Vorstellung hätte er für das Mitfahren auf der Vespa Geld verlangt, außer von Ernö und seiner Mutter, die dürften kostenlos mitfahren. Stattdessen kommt er verprügelt und allein mit nichts, als vielen gemischten Erfahrungen wieder zu Hause an.

Lalis ehemaligen Spielkolleg*innen und Ernö sitzen beisammen im Kreis, als Lali mit dem Fahrrad vorbeikommt und anhält. Alle hören gespannt Ernö zu, der von Lalis Abenteuer berichtet, als wäre Lali der Held und als wäre er dabei gewesen. Verachtungsvoll verfolgt Lali das Geschehen. Ernö bemerkt den Beobachter, hält inne, steht auf und geht auf Lali zu, der jedoch nichts mehr von Ernö wissen möchte. Lali steigt hastig wieder auf sein Fahrrad und flieht. Ernö ruft ihm noch vergeblich nach, dass es ihm leidtue, aber nichts dafür konnte, dass sein Vater ihn am Morgen zur Schule brachte. Lalis Flucht vor Ernö kann als Schuldzuweisung von Lali gedeutet werden und somit die Einfachheit, Probleme auf andere Menschen zu verlagern. Die Schuldzuweisung

und Schuldverschiebung, nur um mit dem Problem nicht mehr zu tun haben zu müssen, wie hier im Falle der Freundschaft von Ernö und Lali, kann viel zerstören und behebt das eigentliche Problem der Diskriminierung und Stigmatisierung von Roma*nja nicht.

Abschlusszene

In der Abschlusszene fährt Lali mit dem Fahrrad auf einem Feldweg zwischen zwei Feldern. Auf der einen Seite ist ein Sonnenblumenfeld. Bis zum Ende des Films werden der zerbrochene Spiegel des Fahrrads und das sich darin spiegelnde Gesicht von Lali als Nahaufnahme eingefangen. Der Fokus richtet sich abwechselnd von Lali auf den zerbrochenen Spiegel und wieder zurück auf Lalis. Dabei ist das Sonnenblumenfeld noch einige Sekunden im Hintergrund gut sichtbar. Der Film endet mit einem Blackscreen und den quietschenden Geräuschen, die durch das Treten der Fahrradpedalen entstehen.

Die Spiegelung von Lali in einem Spiegel, ist bei der Reise nach Budapest bereits ein gut gewähltes Bild, um die innere Welt von Lali darzustellen. Alles schien intakt zu sein und Lali voller Hoffnung und Zuversicht, nicht nur die versprochene Vespa zu finden, sondern auch gleich seinen Vater. Der Spiegel war in dieser Szene noch nicht zerbrochen.

Nun wird Lali in dem zerbrochenen Spiegel gespiegelt. Seine Welt ist durch die Erfahrungen, die er gemacht hat, nicht mehr in Ordnung und nicht mehr intakt. Er hat weder seinen Vater gefunden noch seine versprochene Vespa mit nach Hause bringen können, die ihm auf dem Rückweg auf brutalster Weise entrissen und geraubt wurde. Seine innere Welt ist, wie der Spiegel, durch die Erfahrungen von Gewalt, Ignoranz und Diskriminierung zerbrochen. Vielleicht bereut Lali sogar, dass er versucht hat, aus seiner Welt auszubrechen, denn nun muss er mit dem Erlebten leben und wird diese Erfahrungen wohl nie wieder ablegen, gar vergessen können.

Der zerbrochene Spiegel unterstützt die Interpretation der zerbrochenen Freundschaft zwischen Ernö und Lali, wie in der Szene zuvor beschrieben.

Die Sonnenblumen im Hintergrund wirken auf die gesamte Abschlusszene auf den ersten Blick sehr widersprüchlich. Die Farbe Gelb wird im Allgemeinen als Leuchten und Helligkeit gesehen, die Farbe symbolisiert Freude und steht unter anderem für Verstand und Intellekt. Doch vielleicht wird das Bild der gelben Sonnenblume metaphorisch genutzt, um an den*die Zuschauer*in zu appellieren, dass diese den Verstand nutzen und etwas an der Situation der Ignoranz und Diskriminierung zu ändern, denn jeder kann durch sein Verhalten bei anderen Menschen sehr viel bewirken. Die Farbe Gelb kann für eine Verbundenheit stehen, die geschaffen werden kann, wie auch das Symbol der gelben Schleife in den USA symbolisiert. Zu der Abschlusszene passt auch ein Gedicht von dem antiken römischen Dichter Ovid. Kurzgefasst: Es handelt von einem Mädchen namens Clytia, das sich in den Gott Apollo verliebte. Dieser verschmähte Clytia und daraufhin setzte sie sich nackt auf einem Felsen nieder, aß und trank nichts und beklagte ihr Unglück. Die Verliebte schaute neun Tage Apollon zu, wie der seinen Wagen über den Himmel bewegte. Dann wurde ihr Herzeleid zu gelben und braunen Farben: Sie verwandelte sich in einen veilchenähnlichen Heliotrop, eine Blume, die mit ihrer Blüte dem Lauf der Sonne (Apollos Sonnenwagen) folgt und sich zu dieser drehte. Diese Blüte kann als Sonnenblume gedeutet werden. Die unzähligen Sonnenblumen können einzelne Personen der Rom*nja-Kultur darstellen, die vergeblich darauf hoffen, nicht mehr diskriminiert zu werden und aufgrund der langen Dauer, die sie nun darauf warten, sich verwurzeln und nur noch dem Licht entgegenblicken. Das Licht kann hierbei die Vorstellung einer Welt sein, in der auch Rom*nja Träume, Wünsche, Ziele haben und als Teil der Gesellschaft akzeptiert werden. So wie Lali mit Träumen und Wünschen zu seiner

Reise aufbrach, aber nun den anderen Sonnenblumen des Feldes so nahe ist, dass er selbst dem Verwurzeln sehr nahe ist, um nur dem Licht, metaphorisch für die Hoffnung, entgegen zu blicken. Der Film kann als versuchten Ausbruch aus dem abgestempelten Rom*nja-Stigma interpretiert werden, welcher wie in so häufigen Fällen auch hier scheitert. Doch die Hoffnung darf nicht aufgegeben werden, jede*r Einzelne kann dazu beitragen, die Gesellschaft zu einer Besseren zu gestalten und nicht nur diesem Traum als verwurzelte Sonnenblume entgegenblicken. Denn dieselbe Sonnenblume ist auch der Verstand, der denken, handeln und verändern kann.



Lali fährt allein mit dem Fahrrad

Minute 1:22:04



Zerbrochener Spiegel

Minute 1:22:08

3.3.4 Diskriminierungs- und Stigmatisierungserfahrungen als Rom*nja

Der Film "Vespa" zeigt anhand von Lalis Geschichte die Lebensrealität von Rom*nja, deren Stigmatisierung und Ausgrenzung. Man kann annehmen, dass Lali in dem Film die weltweite Rom*njabevölkerung symbolisiert. Der Boss der Schokoladenfirma, die Jugendlichen, die Feris Gläser zerschmettern, sowie die beiden Männer an der Tankstelle könnten die ungarische Bevölkerung bzw. Regierung darstellen, die die Rechte der Rom*nja seit Jahrzehnten immer mehr einschränken und ihnen im Grunde ihre Menschenwürde absprechen. Die Vespa könnte symbolisch für die fehlenden Rechte der Rom*nja weltweit stehen. Am Anfang des Films gewinnt Lali den Roller und freut sich. Er steht ihm zu, er hat ein Recht darauf, ihn zu bekommen. Der Schokoladenboss will ihm den Roller aber nicht geben, sagt er müsse erst mit seinem Vater kommen. Kurze Zeit später Lali kommt mit seinem "Vater", trotzdem gibt er Lali nicht den Roller, er nimmt die beiden nicht ernst, lacht sie nur aus und wird wütend. Das Stehlen der Vespa von Lali könnte als eine Art Ausbruch der Rom*nja aus der Unterdrückung der ungarischen Gesellschaft interpretiert werden. Lali rebelliert, stellt sich der Ungerechtigkeit entgegen und nimmt sich das was ihm zusteht, seine Menschenrechte. Allerdings werden ihm seine Rechte kurze Zeit später wieder von den beiden Männern an der Tanke genommen. Sie nehmen Lali den Roller gewaltsam ab und schlagen ihn. Man könnte diese Szenen dahingehend interpretieren, dass die Gleichberechtigung und Anerkennung der Rechte von Roma ein langer Weg ist, der geprägt ist von Rückschlägen und Erniedrigung. Lali verliert seine erst kurz zuvor erkämpften Rechte und somit endet der Film mit der aktuellen politischen Situation der Rom*nja in Ungarn, wobei die Diskriminierung der Rom*nja in Ungarn aktuell immer mehr zunimmt.

Dies sieht man aktuell vor allem an der Situation der Universität CEU Budapest, die den landesweit einzigen Studiengang "Roma Studies" speziell für Rom*njastudierende anbietet. Dieser, einst aus einem Förderprogramm für Rom*nja entwickelte Studiengang, wird mit seinem Forschungsschwerpunkt nicht länger von der ungarischen Regierung geduldet und wird daher nach Wien umziehen müssen. Allerdings ist dies nicht das einzige Beispiel, die ungarische Regierung setzt alles daran, die Forschungsfreiheit und ein kritisches Denken von Forscher*innen und Student*innen zu unterbinden. In allen ungarischen Universitäten wird eine kritische Forschung und Berichterstattung in Bezug auf Rom*nja immer weiter eingeschränkt (siehe dazu Programmpunkte: Fachgespräch über Antiziganismus/ Romaforschung mit Anna Csongor und Fachgespräch über Autonómia Foundation mit András Nun).

3.3.5 Bezug zur Sozialen Arbeit

Der Film Vespa von Diana Groó veranschaulicht deutlich in einigen der zuvor genannten Szenen die Diskriminierungen, denen Rom*nja in Ungarn und weltweit ausgesetzt sind. Er zeigt auf, wie ein großer Teil der (ungarischen) Gesellschaft dies toleriert oder sogar aktiv daran mitwirkt. Die Szenen, in denen Lali körperliche Gewalt durch Jugendliche, sowie durch Erwachsene erfährt, demonstrieren dies in höchstem Ausmaß.

Statt Zusammenhalt, erlebt Lali viel Ausgrenzung in vielen Bereichen seines alltäglichen Lebens, wie z.B. in der Schule. Auch die Wohnsituation der Menschen in dem abgelegenen Dorf, wo Lali wohnt, verdeutlicht die Marginalisierung der betroffenen Menschen. Soziale Arbeit sollte sich auch im internationalen Kontext klar gegen die menschenverachtenden Lebensbedingungen

positionieren. Denn die Aufgabe Sozialer Arbeit ist, gesellschaftliche Veränderungen, soziale Entwicklungen und den sozialen Zusammenhalt zu fördern (vgl. Definition Soziale Arbeit 2014). Die Soziale Arbeit könnte u.a. durch Aufklärung und Berichterstattung über die Menschenrechtsverletzungen in Ungarn auf die Situation der betroffenen Menschen aufmerksam machen.

Obwohl die Pressefreiheit in Ungarn stark eingeschränkt ist, sollte die Soziale Arbeit in Ungarn alle Lücken nutzen, um diesbezüglich gesellschaftskritische Arbeit zu leisten. Der Film Vespa ist hierfür ein gutes Vorbild. Er könnte auch in Deutschland in der rassismuskritischen Bildungsarbeit als Medium genutzt werden. Die Soziale Arbeit in Deutschland sollte reflektieren, wie die Situation der Betroffenen verbessert werden könnte und sich für die Rechte der diskriminierten Personen einsetzen.

Quellen

Groó, D., Vespa, 2010

Definition der Sozialen Arbeit (DBSH, 2014. <https://www.dbsh.de/profession/definition-der-sozialen-arbeit.htm> | (Zugriff am 19.04.2020)

IMDb. (o.J.). Diana Groó. Verfügbar unter: <https://www.imdb.com/name/nm0344155/> (Zugriff am 14.04.2020)

National Film Institute Hungary. (o.J.). Diana Groó. Verfügbar unter: <https://nfi.hu/en/cast/diana-groo> (Zugriff am 14.04.2020)

3.3.7 Das Gedicht "Tiefeland" von Sándor Petőfi



Der aus einer serbo-slowakischen Familie stammende ungarische Nationaldichter Sándor Petőfi (geboren als Alexander Petrovič) hinterließ zahlreiche Gedichte. Beeinflusst vom Motto der Französischen Revolution – „Egyenlőség, szabadság, testvériség!“ engagiert er sich während der 1848-Revolution für Freiheit und Unabhängigkeit von Ungarn und kämpft mit anderen gefeierten Autor*innen unter anderem für die Freiheit der Presse und die Freigabe politischer Gefangenen.

Sándor Petőfi, Daguerreotypie aus dem Jahr 1847, WikiCommons

Az Alföld (Hungarian)

Sándor Petőfi

Mit nekem te zordon Kárpátoknak
Fenyvesekkel vadregényes tája!
Tán csodállak, ámde nem szeretlek,
S képzetem hegyvölgyedet nem járja.

Lenn az alföld tengersík vidékin
Ott vagyok honn, ott az én világom;
Börtönéből szabadult sas lelkem,
Ha a rónák végtelenjét látom.

Felröpülök ekkor gondolatban
Túl a földön felhők közelébe,
S mosolyogva néz rám a Dunától
A Tiszáig nyúló róna képe.

Délibábos ég alatt kolompol
Kiskunságnak száz kövér gulyája;
Deleléskor hosszú gémű kútnál
Széles vályú kettős ága várja.

Méneseznek nyargaló futása
Zúg a szélben, körmeik dobognak,
S a csikósok kurjantása hallik
S pattogása hangos ostoroknak.

A tanyáknál szellők lágy ölében
Ringatózik a kalászos búza,
S a smaragdnak eleven színével
A környéket vígan koszorúzza.

Idejárnak szomszéd nádasokból
A vadludak esti szürkületben,
És ijedve kelnek légi útra,
Hogyha a nád a széltől meglebben.

A tanyákon túl a pusztá mélyén
Áll magányos, dőlt kéményű csárda;
Látogatják a szomjas betyárok,
Kecskemétre menvén a vásárra.

A csárdánál törpe nyárfaerdő
Sárgul a királydinnyés homokban;

Tiefeland (German)

Sándor Petőfi

Wildromantische Karpatenberge,
könnt euch wohl bewundern, doch nicht lieben,
fremd sind eure Wälder, kahlen Höhen
immer meiner Phantasie geblieben.

Nur im Tiefland fühle ich mich zu Hause,
nur in seinen meeresglatten Weiten
kann ich wie ein Aar, der aus dem Kerker
ausbrach, frei und froh die Flügel breiten.

Ungehindert, hoch bis zu den Wolken
steigen meine Träume auf verwegen.
Von der Donau bis zum Theißstrom lächelt
mir die grüne Ebene entgegen.

Luftige Spiegelbilder seh ich flimmern,
seh zum Schwengelbrunnen mittags schreiten
Kleinkumaniens grosse Rinderherden,
hör melodisch ihre Glocken läuten.

Pusstawind trägt zu mir das Getrappel
und Gestampfe schneller Pferdehufe,
Pfeifen und Geknall der Tschikosch-Peitschen,
das Gelärme schriller Hirtenrufe.

Wogend um die Einödhöfe seh ich
Weizenfelder in der Sonne glänzen,
Schimmernd wie Smaragde die Umzäunung
lebensvoll und fröhlich grün umkränzen.

Wilde Gänse fliegen von den Weihern
abends oft hieher mit leisem Schnattern,
um, wenn sich im Wind die Halme biegen,
aufgescheucht, erschrocken fortzuflattern.

Einsam, ganz weit draussen in der Pussta
sieht man eine Schenke; dorthin laufen
immer, wenn grad Markt in Kecskemét ist,
die Betyaren, um sich zu besaufen.

Schmättige Pappeln hegen ein die Tscharda,
Burzelndorn kann höchstens dort gedeihen.

Odafészkel a visitó vércse,
Gyermekektől nem háborgatottan.

Ott tenyészik a bús árvalányhaj
S kék virága a szamárlenének;
Hús tövéhez déli nap hevében
Megpihenni tarka gyíkok térnek.

Messze, hol az ég a földet éri,
A homályból kék gyümölcsfák orma
Néz, s mögöttük, mint halvány
ködoszlop,
Egy-egy város templomának tornya.

Szép vagy, alföld, legalább nekem szép!
Itt ringatták bölcsöm, itt születtem.
Itt boruljon rám a szemfödél, itt
Domborodjék a sír is fölöttem.

Pest, 1844. július.

In den Pappeln kann der Turmfalk nisten,
kreischen, ungestört von Kinderschreien.

Federgras sieht man dort traurig wuchern
und die blauen Honigdisteln sprießen,
unter deren Schatten bunte Echsen
friedlich ihren Mittagsschlaf genießen.

Fern, wo Erd und Himmel sich berühren,
recken hinter blauen Obstbaumzeilen
Kirchentürme von verstreuten Städten
sich empor wie blasse Nebelsäulen.

Tiefland, schön bist du, für mich zumindest!
Hier kam ich zur Welt, stand meine Wiege,
und ich will, dass hier mich deckt das Bahrtuch,
dass ich hier, nur hier begraben liege.

Nachdichtung: Martin Remané

Quelle der Nachdichtung:

https://www.babelmatrix.org/works/hu/Pet%C5%91fi_S%C3%A1ndor-1823/Az_Alf%C3%B6ld/de/21626-Tiefland; 20.07.2020

3.4 Das Romani Studies Program an der Central European University (CEU)

geschrieben von Maja Dawidowicz

Im Rahmen unserer Exkursion hatten wir die Chance, Studierende der Central European University (CEU) in Budapest als Mitglieder des Roma Graduate Preparation Program (RGPP) zu treffen.

Acht Vertreter*innen haben sich viel Zeit für uns genommen, um uns das RGPP nahe zu bringen und uns nicht nur darüber, sondern auch über diverse andere Thematiken auszutauschen, die mit der Diskriminierung von Rom*nja zusammenhängen. Es waren Studierende aus unterschiedlichen Ländern, wie z.B. Mazedonien, Serbien, Albanien, Tschechien und Ungarn anwesend. Auch die Bandbreite an Studiengängen reichte von Politikwissenschaften über Lebensmitteltechnologie, Informatik, Wirtschaftspolitik, Öffentlichkeitsarbeit (PR), Betriebswirtschaftslehre, Sozialpädagogik bis hin zu Gender Studies. Trotz der vielen verschiedenen Interessen und Herkunftsländer, haben die Studierenden Gemeinsamkeiten, die sie verbinden. Sie sind alle Rom*nja, haben somit alle Diskriminierungserfahrungen, studieren derzeit an der CEU und sind alle ein Teil des Roma Graduate Preparation Program.



Studierende des Programms der CEU - Foto: Stanley Findeisen

Weltweit ist kein weiteres derartiges Stipendium für Rom*nja bekannt, somit ist das RGPP etwas Besonderes. Es ist ein 10-monatiges Programm, das Studierende aus Rom*nja-Communities auf Masterstudiengänge an internationalen, hoch angesehenen Universitäten vorbereitet. Sie werden in diversen gesellschaftlichen Thematiken ihrer Wahl unterrichtet, aber auch akademisches Englisch ist Bestandteil des Programms. Zusätzlich zum Bildungsfaktor bekommen sie finanzielle Unterstützung während der gesamten 10 Monate. Dazu gehören z.B. Reisekosten, Semesterbeiträge,

Unterkunftskosten, die Krankenversicherung und Bildungsmaterialien.

Mit Hilfe des RGPP wird ideell und materiell rassismuskritische Bildungsarbeit betrieben. Die Stipendiat*innen sind in Diskussionen zu politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Themen involviert und debattieren regelmäßig über den sozialen Status von Rom*nja, sowie die Rom*nja-Identität und wie diese sich verändern. Ihre Erkenntnisse teilen sie nicht nur im akademischen Kontext, sondern natürlich in anderen sozialen Räumen außerhalb ihrer Universität, in denen sie nicht immer auf Offenheit und Akzeptanz stoßen.

Die Rom*nja-Community ist zwar ein großer Schwerpunkt des Programms, die Studierenden beschäftigen sich jedoch ebenso mit anderen marginalisierten Communities und versuchen, Gemeinsamkeiten zu finden oder eben auf Missstände aufmerksam zu machen.

In unserer Gesprächsrunde kam z.B. die Frage auf, welche Unterschiede oder Gemeinsamkeiten sie in der Diskriminierung von jüdischen und Rom*nja-Menschen sehen. Eine Stipendiatin sagte, dass allen marginalisierten Gruppen das Leben auf eine ganz unterschiedliche Art und Weise schwer oder gar unerträglich gemacht wurde und leider heutzutage noch wird. Jedoch liegt der Unterschied darin, dass Rom*nja kein eigenes Land und somit keine Regierung haben, was sie strukturell schwächer macht als andere Minderheiten. Sie deutete darauf hin, dass während des Holocaust auch sehr viele Rom*nja ermordet wurden und denen, die überlebt haben, zuletzt Hilfe geleistet wurde und dies aber selten und eher gar nicht in Schulbüchern oder in der Politik präsent ist. Sie betont jedoch, dass es nicht um die Degradierung der Opfer anderer Minderheiten geht, sondern darum, dass Rom*nja in derartigen Kontexten ebenfalls sichtbar gemacht werden müssen. Dies ist z.B. dadurch möglich, dass ihnen erst einmal eine Stimme gegeben wird, um auf diese Missstände überhaupt aufmerksam machen zu können.

Dafür müssen jedoch erst sichere Räume entstehen, in denen ihnen zugehört wird, wie beispielsweise akademische Kontexte. Voraussetzung dafür ist aber primär der Zugang zu Bildung. Zieht sich jedoch die strukturelle Diskriminierung durch das gesamte Leben, wie beispielsweise in Ungarn, muss sich dieser Zugang erst hart erarbeitet werden. Das RGPP geht genau gegen diese Art von Diskriminierung vor und schafft diesen Menschen Räume, macht sie sichtbar und bildet sie zu Multiplikator*innen aus, die ihr Wissen teilen und es durch Aufklärung schaffen können, Stereotypen abzubauen. Die Studierenden sagen selbst, dass sie eine Inspiration für andere Rom*nja, die diese Chance noch nicht bekommen haben, sein möchten. Sie wollen bewirken, dass potenzielle Stipendiat*innen mehr Selbstvertrauen gewinnen, weil sie sehen, dass es möglich ist, als Rom*nja einen akademischen Abschluss zu erlangen.

Trotz dessen, dass ich dieses Programm als eine sehr große Chance sehe, können nur auserwählte Personen diese Chance wahrnehmen. Bewerben für dieses Programm können sich nur diejenigen, die bereits einen Bachelorabschluss haben. Somit werden alle weiteren Rom*nja, denen bereits der Bildungsweg zum Bachelorstudium oder gar zur Schule verwehrt bleibt, außen vorgelassen und dadurch können auch nur wenig über dieses Programm gefördert werden. Die Teilnahme scheitert für viele an den Folgen der strukturell bedingten Diskriminierung und an Lebensumständen. Meiner Meinung nach müssten derartige Programme schon Schüler*innen ab der Grundschule fördern. Ich möchte jedoch betonen, dass es besonders in Ungarn schwierig ist, solche Fördermaßnahmen an staatlichen Schulen, denn da wird es am meisten benötigt, durchzusetzen.

Des Weiteren nehme ich einen hohen Leistungsdruck wahr. Eine Studentin sagte, sie müssen sich, weil sie eben Rom*nja sind und ihnen mit Vorurteilen begegnet wird, ständig beweisen und dürfen es sich nicht leisten, negativ aufzufallen. Da sie an Universitäten immer in der Unterzahl sind, fällt es eben schneller auf, wenn sie ihre Ziele nicht erreichen und sie werden somit schnell und gerne als schlechtes Beispiel dargestellt. Das erweckt bei mir den Eindruck, dass es ein enormer Druck ist, der auf den Stipendiat*innen lastet, da sie ständig die Vorbildrolle im Hinterkopf behalten müssen. Leider ist dieser Druck nicht nur im Rahmen des Programms präsent, sondern in vielen anderen gesellschaftlichen Kontexten auch.

Es war ein sehr bereicherndes Gespräch mit den Studierenden des RGPP. Wir haben nicht nur mehr über das Programm erfahren, sondern alle Fragen klären können, die uns bezüglich der Rom*nja-Community aufkamen. Beispielsweise haben wir uns über Diskriminierungserfahrungen, Empowerment, die Rolle von uns Sozialarbeitenden und über politisch korrekte Sprache unterhalten. Außerdem wurde diskutiert, wie Kapitalismus und Unterdrückung zusammenhängen. Das besondere an der Gesprächsrunde für mich war, dass so viele verschiedene Studierende aus Rom*nja-Communities anwesend waren und wir somit die Gelegenheit hatten, unterschiedliche Perspektiven auf einmal zu bekommen, denn Diskriminierung ist nicht gleich Diskriminierung. Ich habe mitgenommen, dass wir, wenn wir von Diskriminierung sprechen, die Intersektionalität immer mitberücksichtigen müssen und Diskriminierungserfahrungen nie objektiv gesehen werden können. Das Roma Graduate Preparation Program bietet Rom*nja-Menschen einen „safe space“, die Gelegenheit von anderen zu lernen, gemeinsam zu wachsen und eine Bandbreite an Möglichkeiten, um ihre Ziele zu erreichen. Das Wichtigste ist jedoch, dass sie sichtbar gemacht werden und ihr Wissen auf einer anderen, internationalen und institutionellen Ebene teilen können und dadurch Vorurteile aktiv abbauen.

3.5 Aber was kann Soziale Arbeit tun, um rassistische Strukturen aufzubrechen?

geschrieben von Isabell Radau

Im Gespräch mit den RGPP-Studierenden und der Dozentin Angéla Kóczé und auf konkreter Nachfrage hin wurde schnell klar, welche Vorstellungen und Erwartungen diese an Sozialarbeitende haben, um Rom*nja besser in die Gesellschaft zu integrieren und um Wege zu finden, Rassismus zu stoppen. Die Studierenden trugen ihre wichtigsten Anliegen zusammen, wie wir als angehende Sozialarbeiter*innen im späteren Berufsleben Bewusstsein für Alltagsrassismus und marginalisierte Bevölkerungsgruppen schaffen können, besonders für Rom*nja-Communities. Der Grundstein, um diese Arbeit zu leisten, ist, die eigenen Privilegien zu kennen und diese zu wertschätzen und zu verstehen, dass es Bevölkerungsgruppen gibt, die nicht

unter diesen „guten und sicheren“ Bedingungen leben können. Eine konstante und ehrliche Reflexion unseres eigenen Handelns und Denkens ist wichtig, um jederzeit eine gestärkte Meinung und Prinzipien vertreten zu können. Es ist klar, dass wir in einer rassistischen Gesellschaft aufwachsen und der Fakt, dass wir ein Teil dieser Gesellschaft sind, erschwert den Kampf, so erklärt es uns eine der Studentinnen. Weiter ermutigt sie uns, Umstände und Gegebenheiten in einem größeren Rahmen zu sehen, um neue Perspektiven zu erlangen und um manifestiertes Gedankengut neu zu ordnen und zu überdenken. Dinge zu kritisieren und zu hinterfragen, besonders das System, in dem diese stattfinden. Die Auseinandersetzung mit der persönlichen Rolle und die Frage nach der eigenen Identität in dem Komplex sollten geklärt sein und auch immer wieder neu erforscht werden.

Es kann sein, dass wir in unserem späteren Arbeitskontext auf Menschen aus Rom*nja-Communities treffen, dabei ist es wichtig, über die Geschichte, die aktuelle politische und gesellschaftliche Situation dieser ethnischen Gruppe Bescheid zu wissen, um professionelle Soziale Arbeit leisten zu können. Auch das Ermutigen, akademische Laufbahnen einzuschlagen und nicht in gewohnten und traditionellen Mustern hängen zu bleiben, kann ein wichtiger Teil dieser Arbeit mit Rom*nja sein. Da Rom*nja oft zu wenig zugetraut wird, wie eine Studentin anhand eines persönlichen Beispiels schildert, ist es besonders wichtig, in der Arbeit mit Ihnen ein sicheres und würdevolles Umfeld zu schaffen, in dem sie sich gut aufgehoben und gleichwertig mit allen anderen Gruppen von Menschen fühlen. Eine andere Studentin ermutigt uns, die Augen nicht zu verschließen und zu sehen, welche strukturelle Diskriminierung Rom*nja erfahren und dass doch hinter jeder Geschichte ein Einzelschicksal steckt: "Don't be blind, there is no objectivity, every story is individual." Generell ist es wichtig, über die Macht und den Aufbau von Diskriminierung zu sprechen, da einige Menschen mit dieser Diskriminierung aufwachsen und sich daran "gewöhnen". Es ist unter anderem eine Aufgabe von Sozialarbeitenden, diese Diskriminierung aufzudecken und aufzuklären. Es ist wichtig, diese Probleme offen mit allen beteiligten Parteien zu besprechen. Die Dozentin der Studierenden machte uns klar, welche Bedeutung wir als Sozialarbeitende haben und zollt uns Respekt für unsere zukünftige Arbeit. Sie weist darauf hin, dass wir so viel bewegen können, und legt uns nahe, diese Verantwortung ernst zu nehmen und zu nutzen, um Menschen in prekären Lebenslagen zu unterstützen.



*Studierende und Dozierende im Austausch an der CEU Budapest, im Gebäude in der Nádor utca.
Foto: Stanley Findeisen*

4 Stadterkundungen: Umgang mit Diskriminierung und Verfolgung (Do, 5. März 2020)

4.1 Rom*nja in Geschichte und Gegenwart: Stadtführung I im VIII. Bezirk *geschrieben von Verena Heidemann*

Wir besuchten am Donnerstagmorgen den VIII. Bezirk von Budapest im Rahmen eines geführten Spaziergangs mit einer Sozialarbeiterin, die selbst der Rom*nja-Minderheit angehört, Dipl. Doz. Päd. Bettina Pócsai.

Dazu trafen wir uns mit Bettina, mit der die gemeinsame Sprache Englisch war, am Blaha Lujza Platz (Blaha Lujza tér). Dieser Platz ist nach Lujza Blaha benannt, einer Romnija, die in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ihren Lebensunterhalt mit Singen in den Lokalen des Platzes verdiente.



*Treffen mit Bettina Pócsai am Blaha Lujza tér.
Foto: Andreas Wennemann*

Bettina erzählte uns, dass es das erste Mal sei, dass sie einer Gruppe deutscher Studierender eine Stadteiführung gab. Sie war sehr erfreut darüber, dass das Thema „Antiziganismus“ in der Ausbildung von Sozialarbeiter*innen, gerade in Deutschland, aufgegriffen wird.

80.000 Menschen leben in diesem Stadtviertel von Budapest; davon gehören 40% der Rom*nja-Minderheit an. Nach wenigen Metern entlang der Straßen im Stadtviertel kam ein Polizeiauto ins Viertel hineingefahren. Bettina blieb stehen, um zu schauen, in welche

Richtung der Wagen fuhr. Sie erklärte, dass es kein gutes Zeichen sei, dass ein Polizeiauto am frühen Morgen ins Viertel kam und sie sich Sorgen um Verwandte und Freunde mache. Während sie dies erklärte, konnte man sehen, dass sie unruhig wurde. Sie erklärte weiterhin die Ungleichbehandlung von Rom*nja seitens behördlicher Institutionen im Vergleich zur restlichen Bevölkerung sowie die Machtlosigkeit der Bürger*innen, die der Rom*nja-Bevölkerungsgruppe angehören.



Eindruck vom VIII. Bezirk: Foto: Andreas Wennemann

Bettina zeigte uns in den Straßen des VIII. Bezirks verschiedene Gebäude, die äußerlich Elemente des städtischen Jugendstiles des frühen vorigen Jahrhunderts zeigten und erzählte uns etwas über deren Nutzung durch die Rom*nja, die hier lebten. In einem Haus, das an der Außenfassade eine bäuerlichen Verzierung trug, war beispielsweise im dritten Stockwerk eine

Wohnung, die als Saloon eingerichtet war, der von Josef Kishu betrieben wurde und von den Roma des Viertels genutzt wurde.

Diese „heimliche“ Nutzung vieler Gebäude als Saloon, Kino etc., die von außen nicht ersichtlich war, entstand, weil Angehörige der Rom*nja-Bevölkerung aber auch der jüdischen Bevölkerung die öffentlichen Bars, Restaurants, Kinos u. a. in vielen Fällen nicht nutzen konnten. Auf diese Weise sorgten die Bewohner*innen des VIII. Bezirks von Budapest selbst für die Kulturangebote des städtischen Lebens, an denen es für sie fehlte, da sie seitens der Behörden, der Polizei und der übrigen Bevölkerung separiert wurden und bis heute sind.

So zeigte uns Bettina ein Gebäude, das als Synagoge genutzt wurde, wovon ebenfalls rein äußerlich nichts zu erkennen war. Es gab kein einziges jüdisches Symbol, kaum Verzierungen an der Fassade, nur eine einfache Haustür aus Holz, ähnlich der des Nachbargebäudes. Nichts erinnerte hier daran, dass sich im Inneren des Hauses das Zentrum jüdischer Religion und Kultur des VIII. Bezirks befunden hat.



Zeichen des Protestes. Foto: Andreas Wennemann

Bettina sprach über die Wohnsituation der Rom*nja-Bevölkerung des VIII. Bezirks und erläuterte uns, dass die meisten Familien der Rom*nja zu Beginn des vorigen Jahrhunderts in einfachen Mietwohnungen gelebt haben. Als diese Gebäude renoviert werden mussten, ließen viele der Hausbesitzer*innen die Rom*nja-Familien ausziehen, verweigerten ihnen jedoch nach Abschluss der Renovierung den Wiedereinzug. Dadurch verlor ein großer Teil der Rom*nja-Bevölkerung ihr Obdach.

Für diese Familien war es kaum möglich, eine neue Wohnung zu finden, da es unter den Besitzer*innen der Häuser im VIII. Bezirk Budapests zum Grundsatz wurde, keinen Angehörigen der Rom*nja-Bevölkerung eine Wohnung zu vermieten. So blieb der Großteil der Familien, die ihre Wohnungen verlassen mussten, obdachlos; ein geringer Teil konnte bei Verwandten Zuflucht finden, was die Wohnverhältnisse wiederum für diese Familien stark beengte.

In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts entstand ein soziales Wohnprojekt im VIII. Bezirk, bei dem in einigen Häusern Sozialwohnungen für obdachlose Familien eingerichtet wurden. Allerdings waren diese Wohnungen ebenfalls nicht sonderlich gut ausgestattet und wurden schon bald renovierungsbedürftig. Nach der Renovierung wurden die Mieten dieser Sozialwohnungen so stark erhöht, dass sich viele Familien selbst diese Wohnungen nicht mehr leisten konnten. Somit wurden erneut viele der Rom*nja des VIII. Bezirks obdachlos.

Wir gelangten bei unserem Spaziergang an einem üppig begrünten Platz mit einem Kinderspielplatz. Dieser Platz bot Sitzgelegenheiten und lud zum Verweilen ein. Allerdings war die gesamte Grünfläche durch einen Zaun umgeben. Bettina erklärte uns, dass dieser Platz von den Behörden für die Rom*nja eingerichtet worden ist. Man ging bei der Planung davon aus, dass das gesamte Viertel ein gefährlicher Ort sei und Kinder, die sich hier aufhielten, unbedingt den Schutz der Polizei bedürfen. Aus diesem Grund wurde eine kleine Polizeistation mitten in diese Grünfläche hinein gebaut. Diese war jedoch am Tag unseres Besuchs geschlossen. Bettina erzählte uns, sie sei am Wochenende hin und wieder geöffnet. Dann würden ein oder zwei Polizist*innen darinsitzen.

Bettina sagte, dass bei der Gestaltungsplanung dieses Platzes keine Angehörigen der Rom*nja-Bevölkerung mit einbezogen worden sind und von den Behörden diejenigen Dinge verwirklicht

worden sind, die Menschen, die nicht in diesem Viertel lebten für notwendig und richtig hielten. So kam es, dass wir auf einem eingezäunten, polizeibewachten Kinderspielplatz saßen, auf dem Eltern mit Kindern spazieren gingen, Kinder spielten und lachten, umliegende Cafés zum Einkehren einluden und irgendwie nichts den Anschein eines gefährlichen Ortes erweckte.

Außerdem gab uns Bettina einige Informationen über den Holocaust im Ungarn des zweiten Weltkrieges. Speziell begann sie vom Holocaust an der Rom*nja-Bevölkerung zu sprechen. Sie begann ihre Ausführungen mit der Aussage, dass es nur geschätzte Zahlen über Holocaust-Opfer, die Angehörige der Rom*nja-Bevölkerung waren, gibt. Zwischen den errechneten Zahlen der Forscher*innen entstanden große Unterschiede. So werden Opferzahlen der Rom*nja-Bevölkerung angegeben von 50000 bis 2,5 Millionen. Diese Unterschiede entstehen durch den Umstand, dass viele der verübten Verbrechen erst viele Jahre später mit sehr vagen Informationsgewinn aufgedeckt oder vermutet werden konnten und können.

Darüber hinaus versuchten und versuchen die ungarischen Medien, Ungarn als Opfer der Nazi-Diktatur darzustellen und berichten somit vermehrt über die Herausgabe der meisten Jüd*innen durch Ungarn oder die Geschehnisse beispielsweise in Auschwitz-Birkenau während es ebenfalls Lager in Ungarn gab, in denen die meisten ungarischen Menschen der Rom*nja-Bevölkerung untergebracht wurden. Diese Lager finden in den ungarischen Medien kaum Erwähnung.

Bettina erzählte uns, dass während des Krieges die militärische Führerschaft Ungarns versuchten, die Rom*nja-Bevölkerung loszuwerden. Da man nicht alle Menschen deportieren konnte, wurde nicht weit von Budapest entfernt ein großes Loch in die Erde gegraben. In der Nähe dieses Loches gab es ein Dorf, in dem Rom*nja und Nicht-Rom*nja, die zusammen mit den Rom*nja lebten, in sehr ärmlichen Verhältnissen wohnten. Die Menschen, die nicht der Rom*nja-Bevölkerung angehörten, wurden aus anderen Gründen von der Gesellschaft ausgeschlossen.

Die Soldaten fielen in dieses Dorf ein und erschossen alle Menschen, die sie dort finden konnten. Anschließend transportierten sie sie zu dem gegrabenen Erdloch und warfen die toten Körper hinein. Auf diese Weise wurde auch mit fünf weiteren umliegenden Dörfern verfahren, in denen hauptsächlich Menschen der Rom*nja-Bevölkerung lebten.

Trotz der Tatsache, dass in diesem Erdloch die Leichen der Menschen von insgesamt sechs Dörfern vergraben waren, wurde dieses Erdloch zu einem See angelegt, zu dem noch heute viele Menschen zum Fischen gehen. Kein Mensch spricht über diese unmenschlichen Verbrechen, die dort verübt wurden, obwohl diese Verbrechen bekannt sind.

Die Gemeinschaft der Rom*nja-Bevölkerung in Ungarn hat zwei wichtige Gedenktage. Der erste findet am 2. August statt. Dieser Tag dient dem Gedenken an die Ermordung von 5000 Menschen aus Rom*nja-Familien, die ins Konzentrationslager Birkenau deportiert worden waren. Sie waren in einem separierten Teil des Lagers in Birkenau untergebracht und wurden allesamt in der Nacht des 2. August 1945 ermordet. Der Holocaust an den Rom*nja wird in deren Sprache „Parajmos“ oder „Porajmos“, je nach Dialekt, genannt. Das Wort bedeutet *Verschlingen*.

Ein weiterer Gedenktag wird der „Roma-Resistance-Day“ genannt. Dieser findet am 16. Mai statt und erinnert die Ereignisse, die sich am 16. Mai 1945, vor dem Tag der Ermordung in Birkenau, abgespielt haben.

Einer der deutschen Soldaten des Konzentrationslagers in Birkenau war in eine sehr hübsche Frau der inhaftierten Rom*nja-Angehörigen verliebt. Aus Sorge um sie erzählte er ihr, dass am 16. Mai Soldaten in ihren Teil des Lagers kommen würden, um alle dort lebenden Menschen abzuholen und zum Krematorium zu bringen. Die junge Frau erzählte diese Nachricht allen inhaftierten Rom*nja und so kam es dazu, dass diese Vorbereitungen trafen. Sie sammelten Steine, Werkzeuge oder andere Gegenstände, die sich eigneten, um sich zur Wehr zu setzen und

bekämpften damit am 16. Mai 1945 die ankommenden Soldaten. Aus Angst, andere Inhaftierte könnten dies mitbekommen und es ihnen gleich tun und damit eine Revolte im gesamten Lager auslösen, ließen die Soldaten vorerst ihr Vorhaben bleiben, bis sie schließlich am 2. August desselben Jahres wiederkamen.

Die Angehörigen der Rom*nja-Bevölkerung sind sehr stolz auf den Mut, den diese inhaftierten Menschen aufbrachten, um mit den ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln ein so wirksames Zeichen zu setzen gegen so massives Verbrechen. Jedes Jahr am 16. Mai treffen sich Rom*nja weltweit, um hinzuschauen, statt zu vergessen und auf den Holocaust an der Rom*nja-Bevölkerung aufmerksam zu machen. So werden von verschiedenen Gruppen der Rom*nja-Bevölkerung unterschiedliche Gedenkstätten und Konzentrationslager an diesem Tag besucht. Vor allem jüngere Rom*nja sollen an diesem Tag lernen, was passiert ist und Zusammenhänge verstehen können.

Von einem Ausflug nach Birkenau in diesem Zusammenhang schilderte Bettina uns ihre persönlichen Erlebnisse. Sie erzählte uns, dass in Auschwitz-Birkenau ca. 500 Touristenführer*innen arbeiten und von allen nur eine Person der Rom*nja-Bevölkerung angehört. Diese eine Person arbeitete jedoch an diesem Tag nicht, an dem 1500 Rom*nja nach Birkenau kamen, um das Konzentrationslager zu besichtigen. Dies war jedoch noch nicht das schlimmste Erlebnis an ihrem Besuch dort. Viel schlimmer war, dass die Frau, die Bettinas Tourist*innenengruppe eine Führung durch das Lager Auschwitz-Birkenau gab, nichts wusste über den „Roma-Resistance-Day“ und die Ereignisse, die sich in Birkenau zugetragen haben. Sie



Bettina Pócsai mit der internationalen Roma-Flagge. Foto: Andreas Wennemann

zeigte ihnen nur die Baracke 13, die für die Rom*nja-Bevölkerung vorgesehen war in Auschwitz und das neue Museum über den Holocaust an der Rom*nja-Bevölkerung. Letztendlich behauptete

diese Tourist*innenführerin sogar, diese geschilderten Ereignisse seien unwahr, da sie keinerlei Informationen darüber erhalten habe. Sie begründete ihre Behauptung damit, dass alles was im Museum Auschwitz-Birkenau gezeigt und ausgestellt wird auf die Unterlagen zurückzuführen sei, die die Nazis im Lager zurückließen. Alles, was demnach nicht in diesen Unterlagen nachzulesen sei, habe nicht stattgefunden.

Nach diesen Aussagen der Tourist*innenführerin standen ein Großteil der Menschen aus Bettinas Gruppe fassungslos da mit der Frage, wie dies in der heutigen Zeit möglich sein kann und warum diese Frau derartige Aussagen macht.

Sie verneinte jedoch die Aussagen nicht, dass an den Menschen der Rom*nja-Bevölkerung die meisten medizinischen Versuche stattgefunden haben, jedoch konnte sie nichts Näheres darüber erzählen.

Dies sind einzelne Beispiele für das immer wieder anzutreffende öffentliche Wegsehen und Vergessen, gegen das Bettina und andere Angehörige der Rom*nja-Bevölkerung ständig anzukämpfen versuchen. Da es keinerlei ungarische Überlebende gegeben hat, die von den Geschehnissen des Holocaust an der Rom*nja-Bevölkerung berichten konnten, sei es noch schwerer als beim Holocaust an der jüdischen Bevölkerung, die gewonnenen Fakten nachweisen zu können.

Bettina erklärte uns weiterhin die spezielle Situation in Ungarn in Bezug auf die Verwendung der Bezeichnung „Zigan“ oder „Zigeuner“ für Angehörige der Rom*nja-Bevölkerung. Sie erklärte, dass die meisten Menschen sehr empfindlich auf die Bezeichnung „Zigan“ reagieren, da diese sehr negativ konnotiert ist. In ihrer Familie und bei den meisten Angehörigen der Romungro-Rom*nja sei diese Bezeichnung das einzig existierende Wort, mit dem sie sich selbst bezeichnen können. So kommt es, dass in Ungarn dieser Begriff sehr häufig von Angehörigen der Rom*nja-Bevölkerung selbst verwendet wird. Dies führe jedoch zu Problemen da es falsch verstanden werden kann und von Angehörigen anderer Rom*nja-Gruppierungen überhaupt nicht gern gehört wird, da es ein rassistisches Schimpfwort ist.

Bettina selbst versucht in ihrem Alltag auf derartige alltagsrassistische Äußerungen zu reagieren, um die eingeschlichenen rassistischen Worte aus dem alltäglichen Sprachgebrauch zu verbannen. So erzählte sie uns von einer Begebenheit, bei der eine Kollegin in einem Interview von einer anderen Frau gestört wurde. Sie sagte zu dieser Frau in Bettinas Anwesenheit: „Don't act like a Gypsy.“ Als Bettina fassungslos innehielt, konnte diese Kollegin nicht verstehen, was passiert ist, da sie ihre eigenen Worte in dem Moment nicht realisierte. Bettina versuchte, ihr den eben stattgefundenen Dialog noch einmal vor Augen zu führen und erklärte ihr, dass sie das Wort „Gypsy“ in einem äußerst negativen Zusammenhang verwendet habe. Die Antwort von Bettinas Kollegin darauf war sehr interessant. Sie sagte ihr, dass das doch nicht so gemeint war und außerdem arbeite sie auch mit Angehörigen der Rom*nja-Bevölkerung, also könne sie auch sagen, was sie möchte. Etwa ein halbes Jahr später bat diese Kollegin Bettina um ihre Unterstützung in einem Unterricht, der ihr Fach tangierte. Bettina lehnte diese Bitte entschuldigend ab mit Verweis auf dieses zuvor stattgefundenе Gespräch und die Art und Weise ihrer Antwort sowie die Folgen derartig unreflektierter Äußerungen.

So erlebte Bettina viele Kolleg*innen, die behaupten, etwas Gutes für Angehörige der Rom*nja-Bevölkerung zu tun und dabei jedoch grundlegende Dinge scheinbar nicht zu verstehen. In ihren Worten steckte der Appell, sehr genau auf die kleinen Details der Kommunikation zu achten, da mit derartigen alltagsrassistischen Äußerungen mehr schlimmer gemacht wird, als vielleicht an anderer Stelle Gutes getan wird.

Bettina erzählte uns, wie die Besiedelung Ungarns durch die Rom*nja-Bevölkerung stattfand. Es gibt keine Belege, wann genau und wie viele Menschen der Rom*nja-Bevölkerungsgruppe in Ungarn ankamen. Man weiß nur, dass diese Menschen dem Handwerk nachgingen und auf der Suche nach Arbeit unterwegs waren. Sie reisten zusammen in kleinen Gruppen, in denen sich die Familien zusammenfanden, die der gleichen Arbeit nachgingen. An den Stellen, wo sich Arbeit fand, ließen sie sich nieder. Dabei war die Dauer jedoch nicht unbedingt über Generationen geplant, sondern nur vielleicht für zehn Jahre oder für fünfzehn. Danach zog man weiter und fand an anderer Stelle einen neuen Siedlungsplatz. Die gesamte Besiedelung Ungarns sowie des Balkans war also ein sehr langsam stattfindender Prozess, der gut tausend Jahre gedauert haben dürfte.

Dabei kam ein Teil des heutigen Rom*nja aus Ägypten. Dies waren ursprünglich Arbeiter*innenfamilien, die in Baumaßnahmen des Pharaos involviert waren und irgendwann nicht mehr benötigt wurden. Ursprünglich stammten diese Menschen jedoch aus dem mittleren Osten und wurden als Sklav*innen nach Ägypten gebracht. Nach ihrer Freilassung gelangten sie über den Balkan nach Ungarn. Da man glaubte, sie seien Ägypter*innen, wurde diese Bevölkerungsgruppe später „Gypsies“ genannt, was sich vom englischen Wort „egyptians“ ableitet. Auf dem Balkan gibt es eine Rom*nja-Gruppierung, die „Gypsies“ genannt wird.

Die Gruppierung der Romungro-Rom*nja kam vor ca. 600 Jahren nach Ungarn. Dieser Begriff setzt sich aus der Bezeichnung „Roma“ und dem Wortstamm „Ungro“ für Ungarn zusammen. 70% der heute in Ungarn lebenden Menschen der Rom*nja-Bevölkerung gehören dieser Gruppe an.



Tram im VIII.: Bezirk. Foto: Andreas Wennemann

Eine weitere Gruppierung, die Ungarn

erreichte war die Gruppe der „Vlach“ oder „Volach-Rom*nja“, deren Anteil 16% der Rom*nja-Bevölkerung beträgt.

Die kleinste Gruppe der in Ungarn lebenden Rom*nja-Bevölkerung ist die Gruppe der „Sinto“ oder „Sinti“, deren Anteil nur 1% beträgt.

Den Rest der Rom*nja-Gruppierungen macht die Gruppe der „Beasch“ aus. Diese Gruppierung wurde für mehrere hundert Jahre als Sklav*innen im Territorium des heutigen Rumäniens gehalten. Nach deren Freilassung gelangten sie nach Ungarn. Aus diesem Grund sprechen Angehörige dieser Rom*nja-Gruppierung rumänisch und können die Sprache anderer Rom*nja-Gruppierungen nicht verstehen.

Diese unterschiedlichen Gruppierungen gelangten nach Ungarn und gingen ihren Handwerken nach. Die Arbeit der Menschen der Rom*nja-Bevölkerung war sehr gefragt bei der restlichen Bevölkerung, da sie aus dem Osten kamen und neue Techniken und Erfahrungen mitbrachten, um die Problemstellungen beispielsweise bei verschiedenen Bauarbeiten zu bewältigen. Dies wurde jedoch bald zum Problem für die Rom*nja, da sie ihre Arbeit in oftmals besserer Qualität zu niedrigerem Preis anboten als die einheimischen Handwerker*innen. Dadurch wurden sie schnell als Konkurrenz angesehen und es begann die Diskriminierung und Separierung der Rom*nja-Bevölkerung. Die Menschen der Rom*nja-Bevölkerung wurden einer

Zwangsassimilation unterzogen, was für sie bedeutete, dass sie ihre eigene Sprache nicht mehr sprechen durften, sie durften nicht mehr umherziehen, um nach Arbeit zu suchen, sondern mussten sich fest ansiedeln. Gleichzeitig verloren sie ihre Kundschaft und hatten somit keine Arbeit mehr, von der sie leben konnten, was existenzielle Bedrängnisse mit sich brachte. Dies alles gipfelte später darin, dass den Rom*nja-Familien die Kinder weggenommen wurden, um sie in anderen Familien aufwachsen zu lassen, um dieses „Problem“ zu lösen.

Aus diesem Grund erklärte uns Bettina, kann man die Frage danach, wer denn in Ungarn heutzutage genau Rom*nja ist, nicht eindeutig beantworten. Es gibt Familien, die nicht zur Rom*nja-Bevölkerung zählen und gar nicht wissen, dass sie eigentlich Rom*nja sind, weil sie zu dieser Minderheit gehören. Es gibt im heutigen Ungarn mehrere Wege, um festzustellen oder festzulegen, wer der Rom*nja-Bevölkerung angehört und wer eben nicht. Wenn eine Person sich selbst als Angehörige der Rom*nja-Bevölkerung bezeichnet, ist die Feststellung der Zugehörigkeit selbst gewählt. Wenn jedoch eine Person behauptet, sie gehöre nicht der Rom*nja-Bevölkerung an, werden andere Menschen in deren Umgebung wie beispielsweise Nachbar*innen, befragt, was sie als Bekannte/Bewohner*innen im nahen Umfeld zu dieser Frage meinen. Wenn diese Nachbar*innen oder andere Menschen auf diese Frage antworten, dass die Person Rom*nja ist, dann gilt diese Person in manchen empirischen Umfragen offiziell als Angehörige der Rom*nja-Bevölkerung, unabhängig davon, ob dies wirklich der Fall ist oder nicht. Die Person, um die es eigentlich geht hat hierbei keine Möglichkeit mehr zur Richtigstellung ihrer Identität.



Fassade eines typischen Wohnhauses. Foto: Andreas Wennemann

Dies ist gängige Praxis bei soziologischen Zählungen der Bevölkerung in Ungarn. Aus diesem Grund erzählte uns Bettina, dass es verschiedene Zahlen gibt, wenn man der Frage nachgehen will, wie groß der Anteil der Rom*nja-Bevölkerung in Ungarn wirklich ist. Sie sagte, wenn man Jugendliche oder junge Erwachsene befragt, bekommt man zur Antwort, dass wohl von der Gesamtbevölkerung von ca. 10 Mio. Menschen in Ungarn etwa 5 Mio. Menschen der Rom*nja-Bevölkerung angehören müssten, da wohl jede zweite Person, der man auf der Straße begegne,

der Rom*nja-Bevölkerung angehört. Wenn Bettina ihnen dann die exakte Zahl von ca. 300000 Menschen nennt, die nach offiziellen Forschungsergebnissen der Rom*nja-Minderheit angehören, reagieren diese meist schockiert.

Die anderen Zahlen, die aus den vorher beschriebenen, ziemlich befremdlichen Erhebungsmethoden entstehen, bezeichnen ca. 800000 bis eine Million Menschen in Ungarn als Angehörige der Rom*nja-Bevölkerung.

So gab uns Bettina einen sehr umfangreichen und persönlichen Einblick in den Alltag und die Geschichte der Rom*nja-Bevölkerung Ungarns sowie die Entwicklungen und Geschehnisse des VII. Bezirks von Budapest. Sie leistet damit tagtäglich einen wertvollen Beitrag hinsichtlich der Bildung der Bevölkerung Ungarns in Bezug auf Themen wie Umgang mit Minderheiten, Werte und Vorurteile, alltagssprachliche Diskriminierung, Hinschauen statt Wegsehen bei Verbrechen gegen die Menschlichkeit sowie strukturelle Diskriminierung.

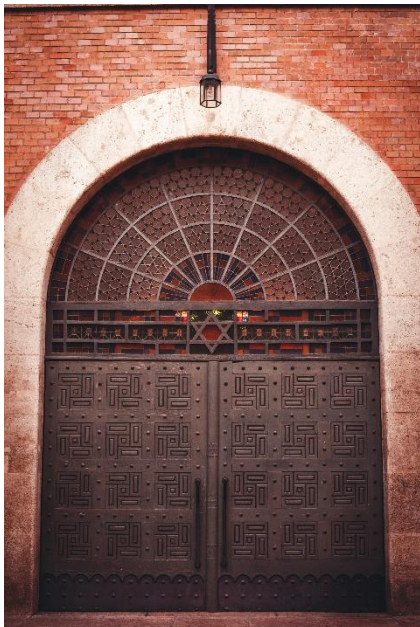
Die sehr umfangreiche Darstellung der geschichtlichen Fakten, verbunden mit persönlichen Erlebnissen Bettinas, die Beispiele für gelebten Umgang mit diesen Geschehnissen sowie mit der Rom*nja-Bevölkerung heute darstellen, boten ein sehr anschauliches Bild der Situation der Roma*nja in Ungarn.

Es ist in keiner Weise mit demokratischen Werten vereinbar, wie seitens der ungarischen Behörden sowie behördlicher Einrichtungen mit den Angehörigen der Rom*nja-Bevölkerung in Ungarn umgegangen wird.

Demokratiepädagogische Unterrichtsinhalte scheinen in der schulischen Allgemeinbildung in Ungarn nicht oder kaum vorhanden zu sein angesichts des massiv gelebten Alltagsrassismus, selbst bei pädagogisch ausgebildetem Personal.

Sehr fragwürdig ist der Umstand, dass in Ungarn so wenig Aufklärung betrieben wird, weder im schulischen noch im öffentlichen Kontext, wie beispielsweise Presse- oder Internetaufklärung.

In einem modernen, demokratischen Europa ist es wünschenswert, dass auch ein Land mit einer illiberalen Regierungspartei an der Spitze wie Ungarn in seinem gesamten Staatsapparat endlich eine welt- und kulturoffene Haltung einnimmt und diese in gelebter Praxis bis in die kleinste behördliche Einrichtung, zum Ausdruck bringt.



Eingangstor der Synagoge in der Kazinczy utca. Foto: Stanley Findeisen

4.2 „Jüdisches Viertel“ in Geschichte und Gegenwart: Stadtführung II im VII. Bezirk

geschrieben von Felix Sugint

Es war der dritte Tag unserer Studienreise nach Budapest. Auf ging es zum ersten Termin im VIII. Bezirk von Budapest. Eine durchweg positive Erfahrung mit einer überaus sympathischen Ungarin, die sich viel Zeit nahm, alle unsere Fragen zu beantworten und uns mit sehr viel Bedacht durch das Viertel führte, das zu großen Teilen aus ungarischen Familien mit Sinti*ze oder Rom*nja Hintergründen bewohnt wird. Alles in Allem ein definitiv prägendes Erlebnis. Genaueres über diesen Abschnitt des Tages findet sich unter 4.1 unseres Berichtes. Danach war Mittagszeit. Und wie das immer so ist, wenn man mit vielen Menschen unterwegs ist – man wird sich beim Essen nicht einig. Daher verstreute sich die Gruppe ein wenig in den angrenzenden Straßen mit ihren vielen kleinen Läden und Cafés. Beim Durchstreifen der Nebenstraßen fielen uns dann

doch schon die Anzeichen jüdischen Lebens in Budapest auf. Ab und an sahen wir eine Menora im Fenster und sogar eine kleine Synagoge bzw. ein Gebetshaus. Aber leider auch, wie in so vielen großen Städten Mitteleuropas, die Stolpersteine, die erkenntlich machen, wie groß der jüdische Einfluss hier einst gewesen sein muss. Wir landeten jedenfalls im Café Csiga (Schnecke) an der Ecke des Rákóczi tér und werteten das unmittelbar Erfahrene bei einer kleinen Stärkung aus.

Der nächste Termin war der im jüdischen Viertel und ich muss sagen, ich hatte nicht wirklich eine Ahnung, was mich erwartete.



Im jüdischen Viertel. Foto: Stanley Findeisen



Studentisches Kurzreferat über die Geschichte der Juden in Ungarn. Foto: Stanley Findeisen

Ich konnte mich nicht erinnern, vorher jemals auf jüdische Personen, Geschäfte oder gar ein gesamtes Viertel gestoßen zu sein. Meine Eindrücke hatte ich zuvor nur aus Filmen und Dokumentationen. Gestartet hat die Besichtigung am Anna Kethly Denkmal. Frau Anna Kethly war zu Beginn ihrer politischen Karriere 1920 ungarische Sozialdemokratin. Sie machte sich während des 2. Weltkriegs in Ungarn einen Namen, indem sie die bürgerliche Opposition und den Zusammenschluss der Arbeiterparteien förderte und unterstützte. Weiter ging es durch kleine enge Straßen zur orthodoxen Synagoge in der Kazinczy utca. Die steht inmitten von angrenzenden Wohnhäusern, in deren Fenstern man viele Davidsterne und Menoras erblicken konnte. Auch die Stolpersteine häuften sich nun erheblich. Etwas, das mir sofort ins Auge fiel, war das lebendige jüdische Leben. Orthodoxe Jüd*innen gingen und verließen die Synagoge, saßen in jüdischen Restaurants oder kauften sich ihr koscheres Fleisch beim jüdischen Metzger. Zum ersten Mal sah ich also jüdisches Leben. Was ich fühlte? Zuallererst Unwohlsein. Das lag vor allem daran, dass wir als relativ große Gruppe mitten auf der Straße standen und uns lautstark über die Geschehnisse des Zweiten Weltkrieges unterhielten. Ich für meinen Teil glaube einfach, dass es emphatischer gewesen wäre, uns einen kurzen Eindruck zu verschaffen, um diesen dann ein paar Straßen weiter zu besprechen. Ob dieses Gefühl durch meine deutsche Herkunft verstärkt wurde, kann ich nicht genau sagen. Ich denke aber eher, dass es mir ein schlechtes Gefühl vermittelt, wenn ich andere Personen in ihrem ganz alltäglichen Leben störe. Es ist zwar wichtig, sich mit dem Geschehenen zu beschäftigen, jedoch glaube ich nicht, dass die Straße vor einer orthodoxen Synagoge der richtige Ort dafür ist. Aber nun gut, so war es dann halt.

Nach ein paar obligatorischen Souvenirs in Fotoform ging es dann auch weiter. Auf dem Weg zur größten Synagoge Europas überkamen mich ein paar Gefühle, die ich so nicht erwartet hätte. Ich war traurig und fühlte mich am Vergangenen ein wenig mitschuldig. Aus jetziger Sicht zwar überzogen, aber in diesem Moment war es so. An der Synagoge der Dohánystraße angekommen, verstärkte sich mein Gefühl sogar noch. Zum einen war ich begeistert von der Schönheit dieses Gebäudes und hätte mir am liebsten jede noch so kleine Verzierung angeschaut. Zum anderen fand ich es unheimlich schade, wie sich das alltägliche jüdische Leben ihren Weg durch die vielen

Tourist*innenströme bahnen musste. Denn festzuhalten ist, auch knapp 75 Jahre nach Kriegsende ist es Jüd*innen in Budapest nicht möglich, ungestört ihrem ganz normalen Leben nachzugehen. Das, was für uns eine Selbstverständlichkeit darstellt, ist halt dann doch nicht so selbstverständlich, wie ich immer dachte. Was bedeutet also Freiheit für den Einzelnen? Bedeutet es, „nur“ die Freiheit zu haben, dorthin reisen oder gehen zu können, wohin man möchte und dabei jeden Gedanken frei zu äußern? So sagte schon Immanuel Kant (1724-1804): "Die Freiheit des Einzelnen endet dort, wo die Freiheit des Anderen beginnt."

Ich persönlich frage mich zum Beispiel, ob wir durch unser neugieriges Schauen auf orthodoxe Jüd*innen diese eher gestört haben oder ob das noch legitim war.

4.3 Reflexion des Stadtteilspazierganges im „Jüdischen Viertel“

geschrieben von Sven Gottwald



*Die große Synagoge im jüdischen Viertel.
Foto: Stanley Findeisen*

Es ist der dritte Tag unserer Exkursion und auf diesen Tag habe ich mich besonders gefreut, denn es standen zwei Stadtteilspaziergänge auf dem Plan. Aufgrund des Regens am ersten Tag wurde der Spaziergang durch das jüdische Viertel auf Mittwoch verlegt. Ich freue mich deshalb so besonders auf diesen Tag, weil wir die ersten beiden Tage viel drinnen verbracht und Fachgespräche geführt haben. So hieß es also endlich viel von der Stadt sehen und Informationen darüber bekommen. An das frühe Aufstehen hatte ich mich noch nicht gewöhnt, sowieso waren viele von uns an dem Tag besonders müde, da wir am Vorabend noch das Nachtleben im jüdischen Viertel erkundet hatten. Aber der erste Blick nach draußen hätte nicht besser sein können, strahlender Sonnenschein und somit fiel das Aufstehen gar nicht mehr so schwer. Fix unter die Dusche und dann ab zum Frühstück, den wohlverdienten Kaffee trinken, was essen und schon ging es wieder relativ fit zum ersten Termin. Dafür trafen wir uns am Blaha Lujza ter, um von dort aus in den VIII. Bezirk von Budapest zu starten. Dieser Bezirk ist dafür bekannt, hauptsächlich von Sinti*ze

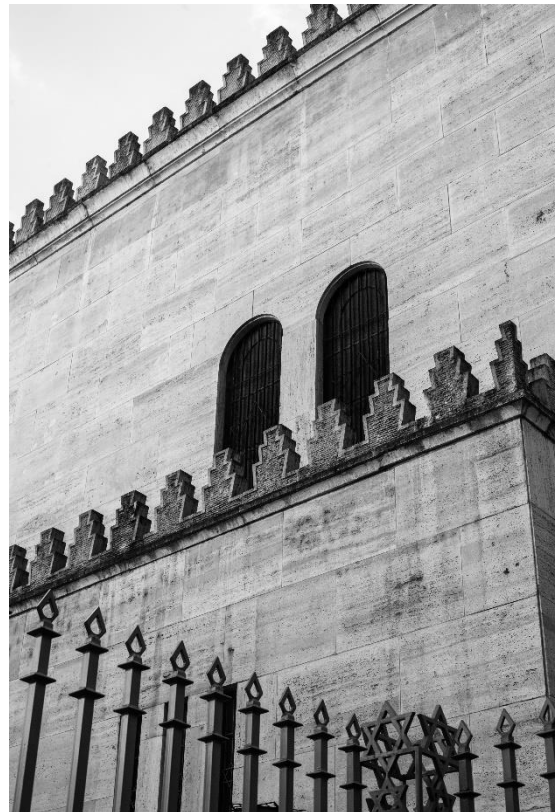
und Rom*nja-Familien bewohnt zu sein. Für diesen Spaziergang durch das Viertel begleitete uns eine äußerst sympathische Ungarin, die uns mit viel Bedacht und Zeit durch das Viertel führte und uns alle Fragen, die dabei so aufkamen, beantwortete. Ein äußerst interessanter und prägender Spaziergang.

Nachdem wir durch das schöne Viertel gelaufen sind, endete unsere Führung in einem kleinen Park mit Spielplatz, wo uns zum Abschluss ein kurzer Vortrag über verschiedene Symbole und der aktuellen politischen Lage gehalten wurde, sehr spannend und ein schönes Ende. Dann war auch schon wieder Mittagszeit. Wie bei Gruppen üblich, wurden auch wir uns nicht einig, was es zu Essen geben sollte. Die Gruppe verstreute und verlor sich etwas in den kleinen Straßen und

Gassen des Viertels mit den vielen kleinen Cafés und Geschäften. Während des Spaziergangs fielen mir immer wieder jüdische Symbole in Fenstern oder an Häuserwänden auf. Auch an einem kleinen Gebetsraum kamen wir vorbei. Auffallend während der ganzen Tour, waren die vielen Stolpersteine, die daran erinnerten, wie groß der jüdische Einfluss einst gewesen sein muss und welches Leid ihnen widerfahren ist. Für uns endete der Spaziergang durch den VII Bezirk in einem kleinen Eckcafé, wo wir Mittag aßen und das Erlebte ausgewertet haben.

Nach einer kurzen Pause fuhren wir dann alle gemeinsam in das jüdische Viertel. Dort angekommen haben wir ein ruhiges Plätzchen gesucht, genauer gesagt ein Denkmal für Anna Kethly, eine ungarische sozialdemokratische Politikerin. Während des zweiten Weltkrieges unterstützte sie die bürgerliche Opposition und den Zusammenschluss der Arbeiterparteien. Constanze hielt hier einen Vortrag über sie, zur Sprache kam unter anderem auch Adolf Eichmann, der die ganze Logistik der Deportation nach Auschwitz plante. Später floh er nach Südamerika, genauer gesagt nach Argentinien. Nachdem der Anwalt Fritz Bauer ihn ausfindig machen konnte, gab er dem israelischen Geheimdienst, dem Mossad, Bescheid. Dieser entführte ihn nach Israel, wo er schließlich zum Tode verurteilt wurde. Ein sehr spannender Stopp, wie ich fand.

Weiter ging es zu der orthodoxen Synagoge in der Kazinczy utca, wo uns Jan, ein Kommilitone von uns, einen Vortrag über Sándor und Judith Hoffmann hielt. Während des Vortrages betraten und verließen mehrere orthodoxe Jüd*innen die Synagoge, ein Zeichen für aktives jüdisches Leben. Ganz klassisch mit Kippa und Schläfenlocken, zuerst ein gutes Gefühl zu sehen, bei unserer Thematik. Doch dann überkam mich Unwohlsein, da wir in einer großen Gruppe, auf der Straße direkt vor dem Eingang der Synagoge standen und uns über die Geschehnisse des zweiten Weltkrieges unterhielten. Mir fiel sofort die Tür der Synagoge auf. Auf ihr war eine Musterung, die einem Hakenkreuz sehr ähnelte, das war für mich wirklich sehr verwunderlich.



Fassade der Synagoge. Foto: Stanley Findeisen

Unterwegs in dem jüdischen Viertel fielen mir immer wieder koschere Fleischer auf, öfter war auch eine Menora im Fenster zu sehen oder Davidsterne an Häuserwänden. Schön zu sehen, dass das jüdische Leben wieder offen gezeigt und gelebt werden kann dort, wo doch die zahlreichen Stolpersteine an andere Zeiten erinnerten. Durch das jüdische Viertel zu spazieren war wirklich sehr schön, niedliche kleine Gassen mit kleinen Hinterhof-Cafés wechselten sich ab mit großen Straßen voller schöner großer Häuser, vielen Geschäften, Bars und Restaurants. Schließlich kamen wir zu einer weiteren Synagoge, der größten Europas, nebenbei bemerkt. Ein wirklicher Prachtbau, von dem ich vom ersten Moment an überwältigt war. Nachdem ich die Schönheit des Gebäudes betrachtet hatte und darüber nachdachte, was ich und viele andere Tourist*innen mit mir hier taten, schwand das Gefühl recht schnell und ein erneutes Unwohlsein breitete sich aus. Ist es Jüd*innen noch immer nicht vergönnt, ungestört ihrem normalen Leben nachzugehen? Oder sind ihnen die Ansammlungen von Tourist*innen vor den Gebetshäusern und das neugierige Betrachten von Kippa oder Schläfenlocken unangenehm oder zeugt es eher von Interesse? Am hinteren Teil der Synagoge befindet sich ein Hof. Inmitten dieses Hofes steht ein großer metallener Olivenbaum. Das Denkmal, der sogenannte „Baum des Lebens“ mit seinen Blättern soll an die ermordeten Jüd*innen im Zweiten Weltkrieg erinnern. Direkt vor dem Baum ist eine große Gedenktafel für die Helfer*innen der Jüd*innen errichtet worden.

Bei dem Anblick des Denkmals wurde ich traurig, gefolgt von einem Gefühl der Angst. Angst davor, dass genau solche Strömungen, Stimmungen und Parteien, die sowas damals ermöglichten, wieder erstarben, besonders in einem Land wie Ungarn mit Viktor Orbán an der Spitze.



Spaziergang durch das jüdische Viertel. Foto: Stanley Findeisen

Eine sehr befremdliche Situation war für mich zu sehen, wie sich einige Menschen vor so einem Denkmal in Szene gesetzt haben, um ein „tolles“ Bild zu schießen, ohne sich damit auseinanderzusetzen, an was für einem Ort sie sich befinden und wofür dieser eigentlich gedacht ist. Abgesehen davon, ist dieses Denkmal wirklich bewegend und sehr aussagekräftig. Angrenzend an den Hof ist noch das Jüdische Museum Budapest zu sehen, an dessen Wand eine Gedenktafel für den

schwedischen Diplomaten Raoul Wallenberg hängt, der während des Krieges vielen ungarischen Jüd*innen das Leben rettete. Sehr schade fand ich, dass wir den den Baum nur durch den Zaun bewundern konnten und wir es zu den möglichen Öffnungszeiten auch nicht mehr geschafft haben, die Synagoge von innen anzuschauen. Heute ist das jüdische Viertel ein sehr lebendiges. Vor allem nachts blüht hier das Leben auf, viele Bars, Streetfoodcaravans, Nachtclubs und jede Menge Tourist*innen und Einheimische, die hier feiern oder Bier trinken gehen. Ein eindrucksvoller Kontrast zwischen jüdischem Leben tagsüber und aktivem Partyleben nachts.

4.4 Budapester Bäderkultur live – Freizeit im Thermalbad

geschrieben von Liv Sommer

Von 2. März bis 8. März sind wir im Rahmen des Seminars rassismuskritische Bildungsarbeit nach Budapest gefahren. Dort hatten wir die Möglichkeit, uns mit vielen verschiedenen Menschen zu dieser Thematik auszutauschen und so die Situation in Ungarn wahrzunehmen und die Stadt kennen zu lernen. Doch bei allem Input braucht es auch Zeit, um sich im kleinen Rahmen über die Programmpunkte auszutauschen und reflektieren zu können. Budapest gehört schon seit Anfang des 19. Jahrhunderts mit zu den wichtigsten und beliebtesten Kur- und Badeorten Europas. Daher durfte ein Besuch in einem typischen Thermalbad nicht fehlen. Die Bäder fungieren auch als wichtige soziale Treffpunkte vieler Menschen in Ungarn. Bis ins 20. Jahrhundert war der Zugang nur Männern gestattet und primär Politiker und Journalisten kamen hier zusammen, um zu debattieren. Nach Protesten 2005 wurden Damentage eingeführt und am Wochenende dürfen sich ebenfalls beide Geschlechter in Badebekleidung in dem Bad aufhalten. Trotzdem halten manche Bäder Bad an alten patriarchalen Traditionen fest und erlauben an allen Wochentagen nur Männern den Zutritt, denen somit ein Ort der Erholung, Entspannung und des Austauschs bleibt. Es gibt mehrere Bäder, die allen Geschlechtern offenstehen und es gibt auch mittlerweile feste Öffnungszeiten für ausschließlich weibliche Besucherinnen.

Die geografische Lage versorgt die Hauptstadt und ihre Umgebung mit rund 120 heißen Quellen, aus denen die Bäder und Trinkwasserquellen mit mineralstoffreichem Wasser gespeist werden. Die Geschichte der Thermalbäder reicht bis in das Römische Reich im zweite Jahrhundert zurück, aber auch mit dessen Rückzug gingen Thermalbäder nach und nach wieder verloren. Mit der Besetzung der Türk*innen während des 16. und 17. Jahrhunderts wurde die Badekultur wieder an Bedeutung gewonnen, die meisten der heute aktiven Bäder in Buda wurden in dieser Zeit der osmanischen Herrschaft ausgebaut. Aus dieser Zeit stammen z. B. das Rudas Bad, welches 1550 begründet wurde. Es befindet sich noch annähernd im Originalzustand: damit ist es das älteste und gilt als das schönste der noch von den Türken erbauten Bäder Budapests. Es liegt direkt an der Donau, am Fuße des Gellért- Berges. Das Bad hat eine typische osmanische Architektur, gekennzeichnet durch runde Kuppeln mit eingelassenen Tessellae aus farbigem Glas, durch die getöntes Tageslicht einfällt. Hier spürten wir gleich eine ganz besondere Stimmung und einen ungewohnten Geruch. Durch die Nutzung des Quellwassers, welches Sulfat enthält, kommt der typische Thermalbad-Geruch zustande. Dieses Wasser soll bei verschiedenen Beschwerden von Haut- und Gelenkerkrankungen eine heilende Wirkung haben. Ein großes Highlight beim Besuch des Rudas Bad war auf jeden Fall das Becken auf dem Dach. Hier konnten wir einen großartigen Blick auf die Stadt im warmen Wasser genießen.

5 Universitäre Diskurse und praktische Interventionen (Fr, 6. März 2020)

5.1 Diskriminierungsmechanismen der ungarischen Schul- und Bildungspolitik – Fachgespräch mit Dr. Vera Messing

geschrieben von Gabriel Skrotzki & Aleksandra Cirstea

Unsere Dialogpartnerin am vorletzten Tag der Exkursion war Dr. Vera Messing, die an der Central European University (CEU) im Center for Policy Studies, am Institute for Sociology und dem Centre for Social Sciences und der Hungarian Academy of Sciences (MTA) Forschung zum Thema bildungsbezogene Diskriminierung und vorurteilsfreie Bildung sowie Ausgrenzung von Rom*nja betreibt. Dabei gilt ihr Augenmerk auch Einwander*innen, Obdachlosen und der medialen Darstellung dieser benachteiligten Randgruppen in Ungarn.



Dr. Vera Messing im Gespräch mit den Studierenden. Foto: Stanley Findeisen

Dr. Vera Messing bot in ihrem Folienvortrag die Diskriminierungsmechanismen der ungarischen Schul- und Bildungspolitik dar.

Durch strukturell bedingte Ausgrenzungsmechanismen werden Angehörige der Rom*nja schon lange vor dem schulpflichtigen Alter benachteiligt. Zwar gilt in Ungarn eine allgemeine Schulpflicht, sowie ab dem 5. Lebensjahr eine Kindergartenpflicht, jedoch bedingen soziale Strukturen in ländlichen Gebieten in dem Südosten und Nordosten des Landes, die vielerorts von Angehörigen der Gruppe der Rom*nja besiedelt werden, schon von Geburt an durch eine niedrige Bildungsrate und unzureichende infrastrukturelle Bedingungen schlechte Chancen für eine fördernde Entwicklung junger Menschen in der Region. Weitere Problematiken zeigen sich auf, sobald die Schüler*innen in die sekundären Schulformen eintreten. Das ungarische Schulsystem teilt die

Schulen in drei Kategorien: staatliche Schulen, private Schulen, und die - meist katholischen - kirchlichen Schulen.

Private Schulen erhalten seit der letzten Regierungsperiode der ungarischen Regierung unter der Präsidentschaft von V. Orbán nur minimale staatliche Förderungen und sind in den meisten Fällen auf die monetäre Unterstützung seitens der Elternschaft angewiesen. Diese Form der schulischen Bildung beinhaltet jene Schulen, die bestrebt sind, progressive pädagogische Ideen einzusetzen; ein Umstand, der in den beiden anderen Schulformen nicht oft zu beobachten sei.

Die staatliche – also öffentliche – Schule ist die Schulform, in der sich ein Großteil der ungarischen, schulpflichtigen Bevölkerung wiederfindet. Staatliche Schulen sind dazu verpflichtet, jede*n Schüler*in aufzunehmen und sind dementsprechend überlastet. Diese Zahl an Schüler*innen kombiniert mit den seit Inkrafttreten Orbáns Regierung und dessen absoluten Machtanspruch stetig sinkenden finanziellen Mitteln für staatliche Schulen, sowie den veralteten, ineffektiven pädagogischen Methoden, ergeben insgesamt ein Umfeld, das den Anforderungen einer fördernden Erziehung und Bildung nicht gewachsen ist.

Die kirchlichen Schulen stellen die elitärste Form der Schulbildung in Ungarn derzeit dar. Von staatlicher Seite mit stetig wachsenden finanziellen Zuwendungen begünstigt, können die kirchlichen Schulen eine weitaus angenehmere Lernumgebung bieten als Schulen der anderen beiden Kategorien. Außerdem ist eine Aufnahme an einer kirchlichen Schule mit stark selektiven Auswahlverfahren verbunden, die junge Menschen aus sozial benachteiligten Gegenden und Umfeldern an der Teilnahme einer fördernden Bildung hindern. Die Auswahl der Schüler*innen, die an den kirchlichen Schulen angenommen werden, verläuft intern durch die organisatorischen Strukturen der Schule und wird somit durch die ideologischen und mitunter diskriminierenden Anschauungen der Schulleitungen beeinflusst. Zwar ist Ungarn der Verfassung nach ein säkularer Staat, doch ist in der Praxis an Orbáns Politik erkenntlich, dass die Trennung zwischen Kirche und Regierung zunehmend schwächer wird. Viktor Orbán steht dem Vatikan nahe und setzt sich in seiner Politik vehement für ein christliches und damit ein religiös homogeneres Ungarn ein. Die von vielzähligen kulturellen Einflüssen geprägte Gruppe der Rom*nja stellt in diesem Zusammenhang – so wie auf vielen anderen Ebenen auch – in der Rhetorik der Regierungspartei Fidesz eine Problematik dar. Die hochgradig heterogene Gruppe der Rom*nja beinhaltet Menschen mit christlicher Weltanschauung, sowie auch vielen anderen geistlichen Ideologien und Ansichten. Die Kinder derer Familien aus dem Kreis der sich als Rom*nja Identifizierenden besuchen oft auch elitäre kirchliche Schulen. So ist die Diskriminierung innerhalb Ungarns nicht ausschließlich auf ethnischen Merkmalen fundiert, sondern auch Klasse, bzw. sozialer Status spielen eine große Rolle für das soziale Ansehen und die sozialen Möglichkeiten eines Menschen. Innerhalb der Schulklassen ist eine hohe Rate an Ausgrenzung und Mobbing prävalent, die sozialen Probleme Ungarns spiegeln sich hier auch in dem Sozialraum Schule.

Die allgegenwärtige Diskriminierung wird von den benachteiligten Menschen stetig wahrgenommen, bewusst durch Beobachtung und unterbewusst durch die negativen Emotionen, die durch diese Ausgrenzungen in der Psyche der Betroffenen erzeugt werden. Für den wissenschaftlichen Diskurs jedoch ist es wichtig, sich nicht auf Erfahrungsberichte zu verlassen, sondern auf der Grundlage einer empirischen Forschung zu argumentieren.

Messings Forschung basiert hauptsächlich auf empirischen Erhebungen zur Bildungssituation von Rom*nja, denen aber nach ihrer Aussage „auf den ersten Blick“ nicht zu trauen sei. Dabei sollte zunächst hinterfragt werden, wer zu welchem Zweck eben diese Erhebungen durchführt, wer die Zielgruppe ist und nach welchen Kriterien Rom*nja identifiziert werden. Verschiedene Indikatoren,

wie die Selbst- und Fremdidentifikation von Rom*nja, verfälschen die Ergebnisse der Statistiken meist und erschweren eine objektive Darstellung der Umstände. In den meisten dieser Umfragen werden Rom*nja durch äußere Zuschreibungen identifiziert, was bedingt durch ein strukturell etabliertes rassistisches Bild die Ausgrenzung und Kategorisierung auch außerhalb des wissenschaftlichen Diskurses fördert.

Andere Statistiken basieren auf der Selbstidentifikation, wobei viele für die Umfragen relevante Personen gar nicht erst an ihnen teilnehmen, was unter anderem dem Selbstschutz vor äußeren Zuschreibungen geschuldet ist. Zudem beteiligen sich viele Schulen, die für die Forschung zur Bildungsdiskriminierung als Kooperationspartner nötig sind, von vornherein nicht an den Umfragen, was es maßgeblich erschwert, einen Überblick über die landesweite Bildungssituation zu skizzieren.

Dennoch sind die Ergebnisse der Umfragen essenziell, um den Trend der steigenden Zahl von (niedrigen) Bildungsabschlüssen nachzuvollziehen und auf seiner Basis Handlungskonzepte und Bildungsangebote für strukturell diskriminierte Personengruppen zu entwickeln. So ist die Zahl der Rom*nja mit einem Bildungsabschluss zwar im Vergleich zu privilegierten Gruppen immer noch niedrig, jedoch schließt sich die Lücke zwischen Menschen aus dem Kulturkreis der Rom*nja und Menschen mit – in den Augen der Fidesz – ethnisch ungarischer Familiengeschichte, was den erreichten Bildungsabschluss betrifft, signifikant.



*In Gedanken versunken.
Foto: Stanley Findeisen*

Trotz dieser eigentlich positiven, wenn auch minimalen Entwicklung erscheint es in dem durch den Staat festgelegten Rahmen schwer bis unmöglich, pädagogische Konzepte zu entwickeln, welche einen Weg aus der Bildungsproblematik bieten könnten, da die generelle Haltung der Bevölkerung und der Politik progressive Lehre und den Abbau von Diskriminierung nach wie vor stark ablehnen. Die Zentralisierung des gelehrten Curriculums und der Einfluss des Staates auf die Medien tragen ihren Teil dazu bei, bisherige positive Entwicklungen wieder in eine gegenteilige Richtung zu schlagen.

Im Gespräch wird deutlich, dass der wissenschaftliche Diskurs in Ungarn, in Bezug auf Rom*nja und diverse andere diskriminierte Gruppen, ein ungewohnter ist- die Sensibilisierung für die Mechanismen der Ausgrenzung stehen im Schatten eines Staates, dessen Ideologie auf der Ausgrenzung derer basiert, die für angebliche Unsicherheit, Instabilität und Gefahr für die ungarische Bevölkerung verantwortlich sind.

Viel mehr werden Ausgrenzungsmechanismen weiterhin gestärkt, was Messings Kritik an der

Ausbildung von Lehrer*innen und den ablehnenden Umgang mit progressiven Bildungsinstitutionen wie der CEU verdeutlicht; Probleme wie Mobbing, die bereits im Schulalter auftreten und sich im späteren Erwachsenenalter zu einer diskriminierenden Ideologie verfestigen, können durch Lehrer*innen nicht kompetent gehandhabt werden, da die akademische Ausbildung nach wie vor einen sehr konservativen und frontalen Lehrstil vermittelt. Der zusätzliche Anspruch, ein staatliches Curriculum zu erfüllen, das eine sechsseitige Liste nationaler Literatur

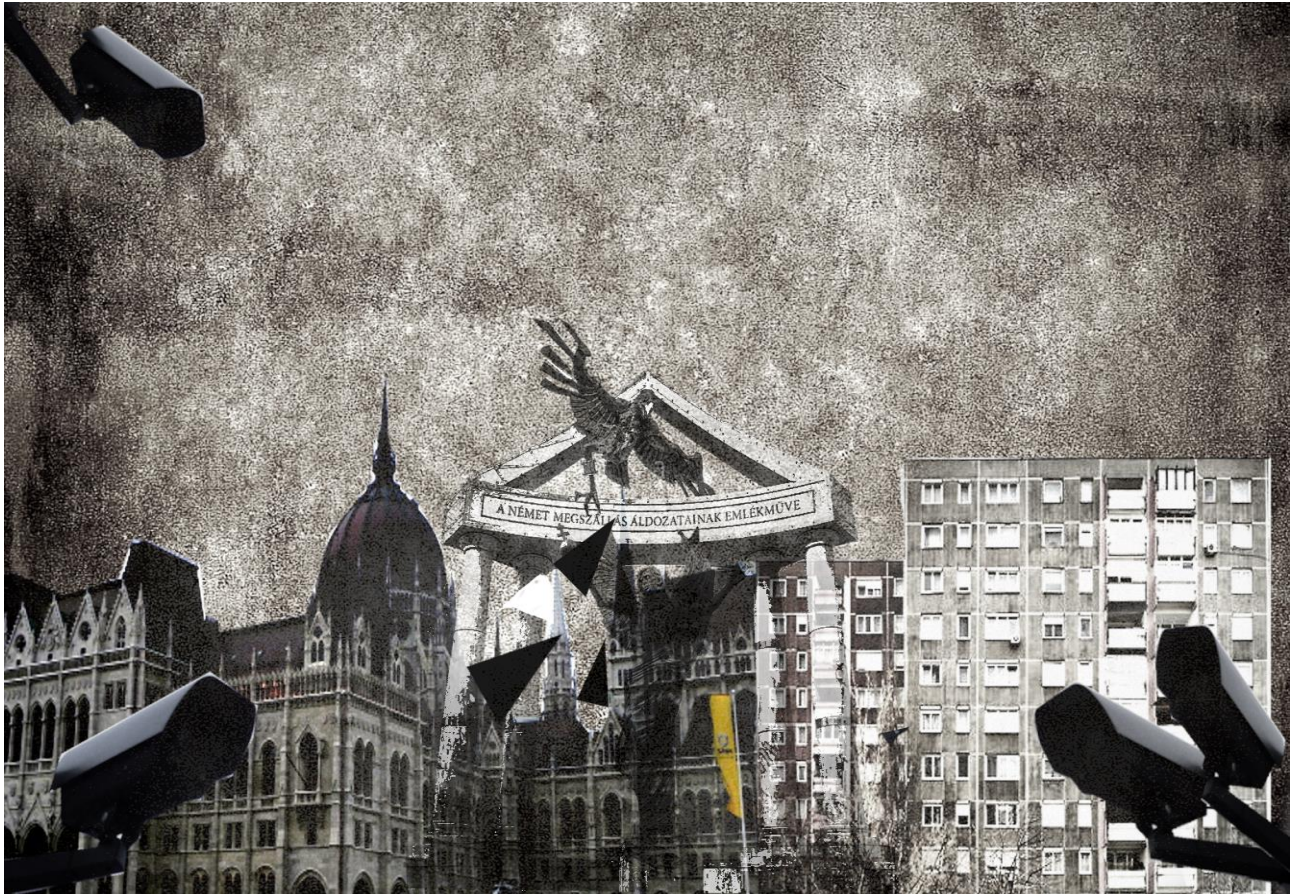
vorsieht und einen sehr geschichtsrevisionistischen Ansatz hat, lässt Schulen und Lehrpersonal mit wenig Autonomie zurück und schränkt die Möglichkeiten eines Ausbruchs aus den bestehenden Strukturen stark ein.

Für eine effektive Soziale Arbeit innerhalb Ungarns muss eine fundamentale soziale Basis geschaffen werden. Um Hilfe leisten zu können, sollte zuerst in der Gesellschaft das Bewusstsein der Notwendigkeit einer Hilfsstruktur geschaffen werden. Zu dem jetzigen Zeitpunkt ist die Ausgrenzung von Randgruppen in Ungarn in dem gesellschaftlichen Diskurs nicht ersichtlich. Die Abhängigkeit der Sozialen Arbeit von den staatlichen Strukturen stellt in dem Kontext eines Hilfesystems Ungarns eine massive Schwierigkeit dar. Die Aufgabe der Hilfeleistenden muss das Vorantreiben eines gesellschaftlichen Wandels sein, um die inheritären gewaltvollen und diskriminierenden Strukturen, die in dem ungarischen Staatssystem zu beobachten sind, überwinden zu können.

Abschließend ist festzustellen, dass sich Ungarn, bedingt durch geschichtliche Vorgänge und faschistoide politische Entwicklungen, bereits in einem Zustand befindet, in dem einer effektiven und ganzheitlich inklusiven Sozialen Arbeit gravierende Barrieren im Wege stehen. Eine weitere antidemokratische Entwicklung der Zustände ist absehbar. Um diesen Prozessen entgegenzuwirken, müssen ungarische Sozialarbeiter*innen demokratisches und antirassistisches Gedankengut in der Gesellschaft etablieren, emanzipatives Denken konträr zu der einseitigen Rhetorik der regierenden Partei in den Menschen erwirken und die internationale Zusammenarbeit mit nicht-ungarischen Leistungsträgern des sozialen Sektors verfestigen. Wichtig ist vor allem die Aufmerksamkeit der internationalen Öffentlichkeit und die gesamtgesellschaftliche Emanzipierung der Menschen innerhalb Ungarns, um das konstruierte Weltbild der Fidesz um Orbán mit der Wirklichkeit zu konfrontieren und durch Fakten zu entmachten. Eine emanzipierte Gesellschaft ist der wichtigste Grundstein, dem Faschismus entgegenzuwirken.

5.2 Collage mit Reflexion

gestaltet und geschrieben von Aleksandra Cirstea und Gabriel Skrotzki



Die Collage beinhaltet die Eindrücke Budapests, die sich stark in unserer Erinnerung festsetzen. Die Kameras in den Ecken des Bildes stellen das ständige Gefühl der Beobachtung dar, dessen wir uns in der Innenstadt Budapests ständig ausgesetzt fühlten. Die Allgegenwärtigkeit der Videoüberwachung, verbunden mit einer repressiven Regierung, löst ein beklemmendes Gefühl aus, das für uns als Tourist*innen nicht in dem Umfang greifbar ist, wie es einem ortsansässigen Menschen bewusst sein muss.

In der Mitte der Collage platzierten wir das Denkmal des Engel Gabriel, unter Angriff eines das Nazideutschland darstellenden Adlers, ein Sinnbild für die geschichtsrevisionistische und Wahrheit verzerrende Politik des Fidesz-Machtapparates. Das Denkmal verzerrt die Beteiligung Ungarns, an den Vorgängen um den zweiten Weltkrieg hin zu einer Opferrolle und ignoriert dabei die Mitwirkung von Teilen der ungarischen Bevölkerung an dem Holocaust. Das Monument erweckte in uns das Bewusstsein der fortschreitenden faschistoiden Entwicklungen des politischen Geschehens um Viktor Orbán.

Das linke Bilddrittel zeigt das Parlamentsgebäude der ungarischen Regierung, ein prachtvoller Bau errichtet in der Jahrhundertwende zum 20. Jahrhundert. Vor dem Gebäude stehend fühlten wir die Macht, die von den politischen Akteur*innen des Landes ausgeht. Es ist innerhalb des Regierungsviertels leicht zu vergessen, wie abgehoben die prunkvolle Innenstadt Budapests gegenüber der Lebensrealität eines Großteiles der Bevölkerung ist. Selbst die nicht für

Tourist*innen präsentierten Stadtteile zeigen schon eine gewaltige Diskrepanz zu den reichen Vierteln der Stadt.

So steht das rechte Bilddrittel mit dem gezeigten Plattenbau symbolisch für einen spontanen Spaziergang durch einen Wohnbezirk, den wir an einem der letzten Tage in der Stadt unternahmen. Die Ästhetik dieser Gegend war in markantem Unterschied zu den zentralen Bereichen Budapests, von Beton geprägt. Nichts an dieser Gegend schien inszeniert. Plattenbauten in einer gewaltigen Höhe und teilweise maßloser Länge schienen eine gewaltige Menge an Menschen zu beherbergen. Zum ersten Mal in der Exkursion befanden wir uns in einem Umfeld, das die Realität der Menschen Budapests greifbar machen konnte. Einen solchen Spaziergang hatten wir schon in dem Vorfeld der Reise geplant, um die "Blockästhetik" erleben zu können.

5.3 Besuch der Autonomía Foundation – ein Erlebnisbericht

geschrieben von Jan Mardorf

Der letzte inhaltliche Punkt unserer Exkursion nach Budapest war ein Besuch der *Autonomía Foundation* im XIII. Bezirk von Pest. *Autonomía* ist eine NGO, die sich für die ungarische Zivilgesellschaft einsetzt, insbesondere für die Volksgruppen der Rom*nja und Sinti*ze. Zunächst wurden wir von *Nun András* mit einem heißen Tee in den Räumlichkeiten der NGO herzlich begrüßt. Er selbst leistete direkt im Anschluss an sein Geschichtsstudium in Ungarn einen zweijährigen Freiwilligendienst bei der *Autonomía Foundation*. Daraufhin bekam er von der Foundation ein Angebot zur Festanstellung.



*Nun Andras während der Präsentation.
Foto: Stanley Findeisen*

Zu Beginn führte uns *Nun András* mithilfe einer Powerpointpräsentation in das Thema „rassismuskritische Bildungsarbeit“ und in die anschließende Diskussion ein. Um uns die Situation der Rom*nja und Sinti*ze zu verdeutlichen, erfuhren wir als Erstes einiges zur historischen Situation der Rom*nja. Seit dem Zweiten Weltkrieg mussten sich die Rom*nja sehr stark an die ungarische Gesellschaft anpassen. Außerdem hatten sie einige Nachteile hinzunehmen. Beispielsweise durften ihre Volksgruppen kein eigenes Land besitzen. Ihre Situation besserte sich 1961,

durch die sozialistische Staatsordnung in Ungarn, die das Recht auf Arbeit beinhaltete. Dadurch kam es zwangsweise zur besseren Integration der Rom*nja und Sinti*ze in die ungarische Gesellschaft. Diese Fortschritte wurden allerdings durch den Fall des Eisernen Vorhangs 1989 wieder zunichtegemacht. Die Arbeitslosigkeit in Ungarn stieg rapide an und die Rom*nja und Sinti*ze wurden davon sehr hart getroffen. Bis heute sind viele Menschen dieser Volksgruppen von Arbeitslosigkeit betroffen wie von einer Ausgrenzung am Arbeitsmarkt.

Als Nächstes erfuhren wir mehr zur Demographie und Sozialstruktur in Ungarn. Der Ostteil des Landes ist um einiges ärmer als der westliche Teil des Landes. Die meisten Rom*nja und Sinti*ze leben im ärmeren östlichen Teil Ungarns. Ihr Anteil an der Population, insg. knapp 10 Mio.

Menschen, entspricht ungefähr 6-8%. Sie leben vor allem in kleinen Dörfern auf dem Land, relativ abgeschieden von der globalisierten Welt. In den meisten dieser Dörfer wohnen fast ausschließlich Rom*nja, daher wurden sie von dem Mitarbeiter der NGO als Ghettos bezeichnet, auch wenn man sich dort frei bewegen kann. Es gibt in Ungarn 1000-1200 dieser Siedlungen oder sog. „Ghettos“.

Die Bildungssituation der Rom*nja und Sinti*ze wurde uns von *Nun András* zusammengefasst aufgezeigt. Er erklärte uns, dass Rom*nja und Sinti*ze auch heute noch schlechtere Bildungschancen bekommen, die Kinder der größten europäischen Minderheit sind von Benachteiligungen betroffen. Er betonte jedoch auch, dass in diesen Bereichen Fortschritte stattfinden und sich die Situation der Rom*nja und Sinti*ze im Bildungssystem in Ungarn verbessere.

Im Zuge dessen besprachen wir einen Fall des obersten Verfassungsgerichts in Ungarn, welcher kurze Zeit zuvor durch das Gericht entschieden wurde. Er beschäftigte sich mit der Segregation von Rom*nja und Sinti*ze im ungarischen Schulsystem. Es wurden in der Grundschule in Gyöngyöspata jahrzehntelang Rom*njakinder getrennt von den anderen Kindern, die zur Mehrheitsgesellschaft gezählt werden, unterrichtet. Außerdem wurde ihnen die Teilnahme an verschiedenen außerschulischen Aktivitäten verweigert. Das oberste Verfassungsgericht entschied, dass dieser Zustand verfassungswidrig sei. Die Regierung Ungarns erklärte jedoch, sie werde das Urteil nicht umsetzen.²⁴

Der letzte Teil der Powerpoint beschäftigte sich mit allgemeinen und politischen Fragen in Bezug auf Rom*nja und Sinti*ze. Herr *Nun* beschrieb kurz die Gesellschaft der Rom*nja. In dieser gibt es verschiedene "Bosse" oder Anführer*innen die die politische Kontrolle über die Rom*nja haben. Sie steuern die politische Vertretung der Rom*nja in Ungarn, und handeln dabei sehr egoistisch. Sie schlagen aus ihrer Kontrolle Kapital. Herr *Nun* warf ihnen Korruption vor.

Die Kontrolle wird durch das Kaufen der Rom*nja-Stimmen gegen ein kleines Entgelt ausgeübt. Im Anschluss daran beschäftigten wir uns mit der Geschichte der *Autonomia Foundation*. Sie wurde 1990 durch finanzielle Unterstützung von George Soros und der Rockefeller Stiftung ins Leben gerufen. Alles unter der Zielsetzung die Zivilgesellschaft und benachteiligte Gruppen in Ungarn zu stärken und zu fördern. Ein Sekundärziel ist die Unterstützung der Demokratie Entwicklungen in Ungarn. Zu Beginn ihrer Tätigkeit unterstützte die NGO verschiedene Rom*nja-Projekte mit finanziellen Mitteln. Rom*nja konnten sich bei der Foundation mit einem Businessplan bewerben, und bekamen dann ein Startkapital von der Foundation gestellt. Gefördert wurden zum Beispiel landwirtschaftliche Unternehmen, wie eine Melonenfarm, aber auch holzverarbeitende Betriebe u.Ä. Die Projekte, die Erfolg hatten, mussten dann das Startkapital per Kredit zurückzahlen und die Projekte die erfolglos blieben, mussten nicht zurückzahlen und hatten somit



Student beim aktiven Zuhören der Präsentation von A. Nun.

Foto: Stanley Findeisen

²⁴ Der Fall von Gyöngyöspata wurde auch in der deutschen Medienberichterstattung Thema, z. B. der MDR berichtete (Veyder-Malberg 2020).

das Startkapital als "Geschenk" nutzen können. 2000 wurde von der ungarischen Regierung ein



Auszeichnung von Autonómia und int. Roma-Flagge.
Foto: Stanley Findeisen

Gesetz erlassen, welches die Bankgeschäfte strenger reglementiert. Das führte dazu, dass die NGO die Förderung und Finanzierung einiger Projekte einstellen musste. Ungarn trat Anfang der 2000er Jahre der Europäischen Union bei, sodass auch die Unterstützung der Foundation durch Spender 2003 eingestellt wurde. Von nun an musste die NGO projektbezogene Förderung durch die EU beantragen. Die bisher finanzierten Projekte wurden durch die Regierung aufgekauft und zerschlagen. Heute leistet die NGO vor allem Aufklärungsarbeit und unterstützt Bildungsinitiativen in Ungarn. Außerdem bietet sie ein Beratungsangebot für Unternehmen an und erhebt Zahlen und Daten für diese. Dies sei vor allem ein Kampf gegen Vorurteile gegenüber den Rom*nja und Sinti*ze. Die NGO versucht dadurch den Rom*nja und Sinti*ze einen besseren Zugang zum Arbeitsmarkt zu ermöglichen, indem sie die Vermittlungsrolle zwischen den Unternehmen und den Rom*nja und Sinti*ze einnehmen. Zu Beginn wurden insbesondere Studierende von Rom*nja und Sinti*ze gefördert. Inzwischen unterstützt das Programm auch Arbeiter*innen.

Die Bildungsinitiativen beziehen sich nicht speziell auf Kinder aus Rom*nja und Sinti*ze-Familien, sondern richten sich an alle Kinder mit Problemen in "Sachen Bildung". Das Ziel ist es, die Kinder zu einem Schulabschluss zu führen. Sowohl durch Nachhilfeunterricht als auch durch eine direkte Schulbegleitung der Kinder wird das bewerkstelligt. Dabei werden verschiedene Altersklassen mit verschiedenen Programmen über einen Zeitraum von einem Jahr begleitet. Die Kinder sollen dabei mit folgenden Zielsetzungen gefördert werden:

- Umgang mit geregelten Arbeitszeiten vermitteln
- Umgang mit Arbeitsverträgen vermitteln
- Ihnen die verschiedenen Professionen zeigen und näherbringen (neue Wege aufzeigen)
- Beratung im Allgemeinen
- Kontaktvermittlung

Dabei erhält die Foundation jedoch nur schwer Zugang zu den Schulen. 1 von 50 Schulen sind bereit die Unterstützung durch die NGO anzunehmen. Gefördert werden 15 Kinder pro Jahr, welche aus schwierigen Familien stammen. Das Ziel ist, dass die Kinder es im Bildungssystem möglichst weit schaffen. Nach einem Schulabschluss wird versucht, den Kindern Kontakte zu Budapester Unternehmen zu vermitteln, sodass sie im Idealfall von ihnen übernommen werden. Die Foundation hat momentan Kontakte zu 12 größeren Unternehmen und 6 kleineren in Budapest.

Autonomia Foundation versteht sich selbst als Gegner der ungarischen Regierung, da diese immer wieder mit Repressionen und juristischen Mitteln gegen sie vorgeht. Zusätzliche Unterstützung erhält sie durch Norwegen und die Schweiz. Diese Länder unterstützen die NGO

zusätzliche mit Geld und Beistand in Rechtsstreitigkeiten mit der ungarischen Regierung. Zum Beispiel wurde die Foundation 2015 wegen ausländischer Einflussnahme von der Regierung verklagt. Dadurch versuchte sie die Kontrolle über die norwegischen und schweizer Gelder zu bekommen. Dies führte zur Sperrung der ungarischen Steuernummer der *Autonomia Foundation*. Die norwegische Regierung stoppte daraufhin sämtliche Zahlungen an Ungarn. Durch diesen Druck konnte die Foundation eine außergerichtliche Einigung mit der ungarischen Regierung erzielen, und die Klage wurde zurückgezogen. Weitere Repressionen unter der die Foundation leidet, sind:

- Hausdurchsuchungen in den Büros
- Beschlagnahmungen
- Überwachung der Mitarbeiter*innen durch den ungarischen Geheimdienst
- Öffentliche Propaganda gegen die *Autonomia Foundation* und andere NGOs.

Damit war das Treffen inhaltlich zu Ende. Wir übergaben noch ein paar Gastgeschenke und verabschiedeten uns von *Herrn András Nun*. Dieses Treffen war für mich persönlich die eindrucksvollste Veranstaltung der ganzen Woche. Sie erlaubte uns einen Einblick in die praktische Arbeit der NGOs in Ungarn. Ich halte ihre Arbeit für sehr wichtig, wenn es um Demokratieentwicklung in Ungarn geht.

Literatur

Veyder-Malberg, Thyra (2020): Ungarn: Rassismus in der Grundschule. In MDR Nachrichten vom 24. Januar 2020. URL: <https://www.mdr.de/nachrichten/welt/osteuropa/politik/ungarn-rassismus-roma-schadenersatz-100.html> (23.06.2020) .

6 Individuelle Stadterkundungen (Sa, 7. März 2020)

6.1 „Schuhdenkmal“

geschrieben von Kim Florentine Hofeditz und Sophie Juliane Steinmetz

Über die geplanten, sehr lehrreichen und bewegenden Programmpunkte unserer Exkursion hinaus, haben wir auch in unserer Freizeit einen Bezug zu der Thematik Antiziganismus- und Antisemitismuskritik gesucht und viele weitere tiefgreifende Erfahrungen machen können. Eine ausgewählte Erfahrung möchten wir deshalb dem Bericht nicht vorenthalten, da sie uns auch über die Exkursion hinaus noch beschäftigt und zur Diskussion angeregt hat; unser Spaziergang vom Burgviertel Budapest, über die Donau, zum sogenannten Schuhdenkmal. Vorab möchten wir einen kurzen Überblick zu den von uns besichtigten Orten geben.



Schuhdenkmal direkt am Donauufer - Foto: Andreas Wennemann

Das Burgviertel (Várnegyed) heißt so, da es neben dem Burgpalast, auf dem sogenannten Burgberg, steht und aus dem alten Budaer Stadtkern entstand, der auch als Königssitz diente. Es ist heute ein Teil des I. Stadtbezirkes Budapests. Im Stadtbild des Wohnviertels ist der Barockstil dominierend. Besonders typisch sind auf dem Burgberg die sogenannten gotischen Sitznischen, die die letzten Erinnerungen an den für seinen Weinbau berühmten Stadtteil sein sollen. Das Viertel beherbergt zahlreiche Institutionen, hier finden wir den Sándor-Palast, bekannt als Sitz des Staatspräsidenten, das Gebäude des Ungarischen Landesarchivs und mehrere ausländische Botschaften sowie den Sankt-Georgs-Palast und die freigelegten Palastruinen. In der Mitte des Viertels steht eines der bekanntesten Wahrzeichen der Stadt, die im 13. Jahrhundert gegründete Matthiaskirche. Sie wurde von den Türken als Moschee benutzt, dann während des Barocks gründlich umgebaut. Sie erhielt ihre letzte Gestalt erst am Ende des 19.

Jahrhunderts, als die heute sichtbare neugotische Kirche vom Architekten Frigyes Schulek errichtet wurde. Die zwei prächtigen Kirchtürme haben unterschiedliche Höhen. Unterhalb des Burghügels befindet sich ein kompliziertes Tunnel- und Höhlensystem (vgl. BFTNG o. J.).

Den Weg von dem Burgviertel zu dem Schuhdenkmal passierten wir über die Kettenbrücke (Széchenyi Lánchíd), die älteste und erste feste Brücke Ungarns über die Donau. István Graf Széchenyi tat alles für den Aufbau dieser Brücke. Die Brücke wurde im II. Weltkrieg zerstört, aber, abgesehen von der notwendigen Modernisierung, in ihrer ursprünglichen Form wiederhergestellt. Zwischen dem Abschnitt der Kettenbrücke und dem Parlamentsgebäude befindet sich das Denkmal „Schuhe am Donauufer“. Es besteht aus 60 Paar Schuhen aus Gusseisen, die die Mode der 1940er Jahre widerspiegeln. Auf den Gedenktafeln steht in den Sprachen Ungarisch, Hebräisch und Englisch: „Im Gedenken an die Opfer, die 1944/45 von bewaffneten Pfeilkreuzlern in die Donau geschossen wurden“. Das Denkmal wurde von Can Togay und Gyula Pauer gestaltet und am 16. April 2005, am offiziellen Holocaust-Gedenktages in Ungarn, eingeweiht und steht zum Gedenken an die Erschießungen von 1944 und 1945, als Pfeilkreuzler jüdische Ungar*innen am Donauufer zusammengetrieben und erschossen.

Die Mordaktionen an Budapester Jüd*innen waren unkoordiniert und willkürlich. Die Zahl der Opfer kann nur geschätzt werden. So gehen Historiker*innen davon aus, dass ungefähr 8.000 Jüd*innen ermordet wurden (vgl. Internetquelle).

Während wir erst das Burgviertel und dann das Schuhdenkmal direkt an der Donau besichtigten, wurde uns drastisch und äußert konkret bewusst, welche Handlungs- und Konfliktfelder in Budapest durch die Orbán-Regierung und rechte Bewegungen bestehen. In anderen Programmpunkten wurden uns viele Beispiele für Alltagsrassismus, strukturellen Rassismus und Ausgrenzungsmechanismen sichtbar gemacht, die uns bei unserem besagten Spaziergang stark gespiegelt werden konnten.

Das Mahnmal „Schuhe am Donauufer“ erinnert an Rassismus in seinen schlimmsten Ausmaßen, dem Töten von Menschen, aufgrund von ethnischen, kulturellen oder gar äußeren Merkmalen. Infolgedessen erwachsen zivilgesellschaftliche Bemühungen, dem Gedenken nicht auszusetzen und so legen täglich viele Menschen Gaben an oder in den Schuhen nieder. Unter diesen Gaben waren Blumengestecke, aber auch Armbänder um Kinderschuhe gebunden.

Im direkten Kontrast dazu wurden in die Schuhe am Donauufer am 15. Juni 2009 von unbekanntem Täter*innen Schweinefüße gesteckt. Die Schändung wiederholte sich im Mai 2012. Die Irregularität wird auch unter diesen Gesichtspunkten weiter aufrechterhalten.

- Das eher stille Gedenken bei diesem Holocaust-Mahnmal erhöht die Tiefe der Empfindungen und die Gestaltung ist für uns bisher unvergleichbar mit anderen Mahnmälern, die wir in unseren Leben besuchten. Die Besonderheit dieses Mahnmals liegt in der Einfachheit, es sind Schuhe aus Metall am Ufer der Donau. Schuhe, die bei der genaueren Betrachtung für Individuen stehen, für Menschen, die von Menschenhand getötet wurden. Die Symbolik der Schuhe löst automatisch ein Gedenken, ein Fühlen und Assoziieren ihrer fiktiven Besitzenden aus. Für andere Menschen könnte die Simplizität im Vergleich zu der Opulenz anderer Mahnmäler dieser Welt kritisch beäugt werden, in dieser liegt jedoch für uns die wahre Kunst.
- Um nun einen Bezug zu unserer Profession als zukünftige Lehrkräfte zu ziehen, ist es uns wichtig, die Erinnerungskultur weiter aufrecht zu erhalten, diese am eigenen Beispiel vorzuleben und sie in unseren Berufsalltag zu integrieren. Vor, während und nach unserer Exkursion konnten wir uns durch die Veranstaltungsreihe mit unserem eigenen Weißsein kritisch auseinandersetzen und möchten in unserem Berufskontext Weißsein als Norm stiftenden Rolle entheben. Denn unbewusste Klischees erachten wir auch innerhalb von Deutschland als sehr gefährlich und möchten auch unsere Adressat*innen begleiten, sich der eigenen Privilegien und Sonderrolle, aufgrund ihrer

Hautfarbe, bewusst zu werden und diesen gegenwärtigen Zustand zu reflektieren. Ausgehend davon ist es immanent, internationale Kooperationen zwischen Bildungseinrichtungen zu initiieren und vor allem auch durch Exkursionen oder Klassenfahrten Mahnmäler erlebbar zu machen und Schüler*innen weltweite Perspektiven politischen Handelns zu ermöglichen. Und diese Vorhaben möchten wir auch mehr in Rahmenlehrplänen verfestigen und ausweiten. Während unserer Exkursion bekamen wir einen direkten Zugang zu dem seit Jahrzehnten, in der politischen und gesellschaftlichen Landschaft wahrnehmbaren, rassistischen und antidemokratischen Tendenzen in Ungarn. Diese haben sich trotz Mahnmälern in der Gesellschaft über Generationen hinweg ausgeprägt und sind als feste Strukturen auch in Bildungssystemen verankert. Im Hinblick beispielsweise auf marginalisierte Gruppen, die keinen oder wenig Zugang zu Bildung haben und innerhalb der Bildungslandschaften separiert und nicht ausreichend inkludiert werden.

Daraus ergibt sich eine wichtige europäische Aufgabe, die wir auch in unserem künftigen Arbeitsbereich einordnen würden. Die Maßnahmen der EU gegen diesen strukturellen Rassismus reichen nicht annähernd aus, denn die Durchsetzung der Vertragskriterien in Hinblick auf die Demokratisierung innerhalb Ungarns als EU-Mitglied ist derzeit äußerst schwierig. So erhalten soziale, grenzübergreifende Projekte, sowie die Aufrechterhaltung von internationalen Kontakten eine noch größere Bedeutung. Unsere Exkursion betrachten wir somit als einen Bestandteil einer großen gesamteuropäischen Aufgabe. Künftig bleibt es für unser Professionsverständnis essentiell, mit marginalisierten Bevölkerungsgruppen gemeinsam Inklusion gesellschaftlich zu verwirklichen. In Anbetracht der derzeit weltweit präsenten Rassismus Debatten ist es von höchster Bedeutung, aktiv zu werden und emanzipiert mit Betroffenen und Täter*innen umzugehen.

Persönliches Fazit Kim:

Am letzten Tag unserer Exkursion haben wir das Burgviertel besichtigt. Während wir den Sankt-Georgs-Platz mit den alten freigelegten Palastruinen und den Sándor Palast, heute Sitz des ungarischen Staatspräsidenten, besichtigen, fand eine Wachablösung statt und wir wurden Augenzeugen eines militärischen Wechsels der Wachen vor dem Burgtheater. Es war ein wunderschöner sonniger Tag und von der Fischerbastei aus konnten wir ein wunderbares Panorama über die Donau und Pest bestaunen. Wir waren alle sehr beschwingt durch das Wetter, die Aussicht und auch durch die schöne gemeinsame Zeit, die wir in Budapest verbracht hatten und wollten uns vor der Abreise noch das Denkmal „Schuhe am Donauufer“ angucken. Wir machten uns auf den Weg zu dem Schuhdenkmal und passierten die eindrucksvolle Kettenbrücke.

Angekommen an dem Denkmal musste ich mich erst einmal auf mich besinnen und die Szenerie auf mich wirken lassen. Die wie wahllos ausgezogenen Schuhe am Ufer der Donau hätte ich auf den ersten Blick übersehen aber beim näheren Betrachten brach ein gewaltiges Gefühlschaos in mir los. Die einzelnen Schuhpaare ließen sich Frauen, Männern und sogar einem Kind zuordnen und waren, in meinen Augen, so persönliche Gegenstände, dass mir in dem Moment die Menschen „zum Greifen nahe“ erschienen. Mich erfasste eine tiefe Welle der Traurigkeit, Wut, Scham und auch Angst. Kurz zuvor habe ich die Wachablösung der uniformierten Soldaten und das ebenfalls danebenstehende Wachpersonal sowie die Polizei beobachten können. Der krasse Gegensatz der frohen Stimmung auf dem Berg im Burgviertel und der tief betrübten und

mahnenden Stille an dem Donauufer zeigten mir auf, dass die zuvor zur Schau gestellte Obrigkeitshörigkeit, in Form des strammen Marschierens, der Uniformen und der genau getakteten Wachablösung, das „einfache Mitmachen“ ist und wie eine Maschinerie funktioniert, die Menschen, die dort am Ufer der Donau Jüd*innen ermordeten, eben dies taten, der Autorität gehorchen, weiter marschierend, nicht hinterfragend oder reflektierend, gleichzeitig aber das fröhliche Leben der Anderen fortbesteht. Natürlich ist das zu einfach gedacht und auch gesagt, dennoch war für mich in diesem Moment klar, dass ich Menschen, noch stärker als zuvor, dazu bringen möchte, die eigenen Gedanken, Worte und Taten zu hinterfragen und alles „Vorgesetzte“ kritisch zu betrachten und sich ein eigenes Bild zu machen. Das Denkmal hat mich auf eine Art und Weise berührt, wie es zuvor noch nicht passiert ist, da etwas so alltägliches, wie zurückgelassene Schuhe, mir die Willkürlichkeit der Situation aufzeigen.

Das Denkmal hat mich, von allen besuchten Institutionen, besprochenen Themen und Situationen am meisten beeinflusst und begleitet mich weiterhin in meinem Alltag. Es hat mich nachhaltig durch die Einfachheit und die gleichzeitig oder gerade dadurch gewaltige Emotionalität beeindruckt.

Persönliches Fazit Sophie:

Diese Welt hat viele Mahnmäler und die Memorialkultur hat sich gewandelt. Anstelle von Denkmälern, die Verehrung zollen, gibt es seit dem zweiten Weltkrieg unzählige Mahnmäler, die ein Zeichen gegen Krieg und Vertreibung, sowie Völkermord setzen. Während unserer Exkursion hörten wir im Zusammenhang vieler Gespräche über Antisemitismus in Ungarn etwas von einem sogenannten Schuhdenkmal. Daher stellte ich mir vor, dass es sich hierbei um die Verehrung einer Person handeln müsse. Ich war nicht darauf vorbereitet, dass ich während unserer Freizeit von einem Widerspruch ergriffen werde, der mich bis heute in meinem Alltag begleitet. Dabei denke ich daran zurück, wie ich vor den vielen Schuhen an der Donau stehe. Direkt vor mir ein Paar Kinderschuhe, um den rechten Schuh ein Armband, das sich stark durch seine bunten Farben von der tristen metallenen Farbe des Schuhs abhebt. Das Armband als Symbol für die Aktualität dieses Mahnmals. Es wurde von einer Person in Gedenken an die Opfer dieses Verbrechens um den Schuh gelegt und verlieh diesem noch mehr Persönlichkeit. Die Schuhe ließen mich auf Menschen schließen: Sie waren mir durch die Symbolik der Schuhe nahe, sie waren nicht mehr komplett gesichtslos, wie bei einer Tafel, auf der eine Zahl von Opfern steht oder deren Namen.

Ich sehe von dem Schuh auf zum Berg am anderen Ufer der Donau, wo wir zuvor den opulenten Sitz des derzeitigen Präsidenten Orban samt Wachablösung erlebten. Mich erfasste eine Schwere, die durch den Kontrast zwischen der Mahnung dieser Schuhe und der derzeitigen politischen Situation Ungarns ausgeht. Diese Diskrepanz zwischen scheinbarer Erinnerungskultur und den politischen Handlungen lastet schwer auf den Schultern von Menschen mit humanitären und antirassistischen Einstellungen, zu denen ich mich selbst zähle. Ich möchte ausgehend von diesem Erlebnis nicht mehr weiter Teil von Widersprüchen sein und diese abschaffen. Für mich soll eine Memorialkultur nicht einzig der Erinnerung dienen, sondern der Reflexion und als Aufforderung des eigenen Handelns. Ich fühle mich seit der Exkursion noch mehr denn je aufgefordert, Menschen dabei zu begleiten, zu erinnern, zu hinterfragen und ganz wichtig, zu verändern.

Quellen:

BFTNG – Budapest Festival- und Tourismuszentrale Nonprofit GmbH (Hrsg.) (o. J.): das Burgviertel und die Matthiaskirche. URL: <https://www.budapestinfo.hu/de/das-budaer-burgviertel-und-die-matthiaskirche-1> [Stand 20.04.2020]

Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas (Hrsg.) (o. J.): Gedenkstättenportal zu Orten der Erinnerung in Europa: <https://www.memorialmuseums.org/staettens/view/973> [Stand am 20.04.2020]

6.2 Macht ein Haus glücklicher als eine Wohnung? – Der 3. Bezirk von Budapest

geschrieben von Maja Dawidowicz

Wenn man von Blocksiedlungen spricht, fallen oft Begriffe wie „Armut“, „Kriminalität“, „Mikrokosmos“ und „Sozialer Brennpunkt“. Als wir Einheimische befragt haben, was wir uns anschauen sollten, fielen Sätze wie „Alles, außer den Bezirken, wo Blöcke stehen.“

Fast jede Stadt hat Bezirke, deren Panorama fast ausschließlich aus Blöcken besteht und oft mit vielen Vorurteilen behaftet sind. Diese Vorurteile sind uns nicht neu, da wir selbst in Neubrandenburg in einem „Problembezirk“ wohnen. Uns war wichtig, nicht nur die als schön betrachteten, touristischen Orte zu sehen, sondern auch die Bezirke, die nicht in den Reiseführern aufgelistet sind. Für uns bedeutet das Leben in einer Plattenbausiedlung nämlich mehr, als nur günstige Mieten. Wir verbinden damit z.B. Gemeinschaft, Vielfalt an Kulturen und sozialen Schichten, Hilfsbereitschaft, ästhetische Architektur, kurze Wege und gute Aussichten. Als wir also an unserem freien Tag (Samstag) auf der Margareteninsel spazieren waren, fiel uns plötzlich ein buntes Block-Panorama ins Auge. Wir konnten nicht zurück nach Neubrandenburg fahren, ohne es uns aus der Nähe anzuschauen. Nach einem windigen Spaziergang über die Brücke waren wir dann nicht mehr in Pest, der anderen Hälfte von Budapest, sondern in Buda. Genau genommen im dritten Bezirk „Óbuda“.

Schon die erste menschliche Begegnung war eine sehr positive. Wir kauften ein paar Getränke in einem kleinen Laden und als wir merkten, dass wir nicht mehr genug Kleingeld bei uns hatten, schenkte die Verkäuferin uns quasi die restlichen Einkäufe. Später lief sie uns sogar hinterher, weil ich meine Bankkarte in dem Laden verloren habe.

Positiv gestimmt starteten wir also unseren Plattenspaziergang. Wir waren zwar bei Tageslicht dort, jedoch war von Kriminalität oder sonstigem keine Spur. Ganz im Gegenteil. Den dritten Bezirk haben wir als ganz unbedenklich wahrgenommen und haben uns dort sehr wohl gefühlt. Vielleicht liegt es aber auch daran, dass es uns ein Zuhause-Gefühl gegeben hat, welches wir mit dem Neubrandenburger Reitbahnviertel assoziieren.

Angenehm war auch mal, einen Tag von keinen (offensichtlichen) touristischen Massen umgeben zu sein, auch wenn wir natürlich selbst welche waren. Wir wollten jedoch nicht den Eindruck entstehen lassen, dass Blocksiedlungen etwas super Außergewöhnliches sind, sondern nur dazu animieren, sich auch diese Teile einer Stadt anzuschauen und sich nicht zu sehr von Vorurteilen leiten zu lassen.



Collage von Maja Dawidowicz

6.3 Raus aus dem Touriviertel!

geschrieben von Carla Hildt

Óbuda war früher ein eigenständiger Ort, der im 19. Jahrhundert mit Buda und Pest zur Hauptstadt zusammengeführt wurde. Der Stadtteil – übersetzt Alt-Buda – hat eine lange Geschichte; schon die Römer*innen siedelten damals dort. Das alte Stadtviertel wurde in den 70er Jahren zu großen Teilen abgerissen; heute ist die Landschaft vor allem von Plattenbauten geprägt, Zeitzeug*innen der sozialistischen Ära, die heute noch Tausende von Existenzen beherbergen. Insgesamt gibt es in Budapest 18 Plattenbausiedlungen, die nun nach und nach renoviert und modernisiert werden sollen (vgl. Mommsen 2009).

Ein Gebäude ist uns sofort aufgefallen. Schon als wir auf der Brücke über die Donau gelaufen sind, stach ein riesiger Block mit grau-blau-grüner Fassade hervor: das Faluház, der längste Wohnblock Ungarns mit 2500 bis 3000 Einwohnern. Im Erdgeschoss kann man dort kleine Läden finden, darüber mehr als 800 Wohnungen (vgl. AutorIn u. 2020).

In Óbuda wurde im Jahr 1958 ein Architekturwettbewerb vom Ministerium für Wohnungsbau ausgeschrieben, in dem es darum ging, die Möglichkeiten von neuen Bautechniken und Materialien auszutesten. Entstanden ist dadurch die experimentelle Wohnsiedlung, in der kein Block aussieht, wie ein anderer.

Es ist schon beeindruckend, inmitten der riesigen Blöcke zu stehen. Der Unterschied zu den belebten touristischen Vierteln macht sich sofort bemerkbar. Während wir durch die Straßen spaziert sind, habe ich versucht, mir vorzustellen, wie das Leben von Menschen in unserem Alter, die hier leben, wohl ist, wie sich eine Gruppe von Freund*innen, wie die unsere, hier beschäftigen würde. Es hatte fast etwas Intimes, einen Stadtteil zu besuchen, der nicht darauf ausgelegt war, Tourist*innen vorgezeigt zu werden und sie zu bespaßen, als würde man in den ganz normalen Alltag der Menschen eindringen, die dort wohnen. Die großen Hinterhöfe, verschmierten Parolen an den Mauern und kleinen Läden mit ausgebleichen Schildern haben sich jedenfalls vertraut angefühlt; es hätte auch eine Straße im Reitbahnviertel sein können und ein normaler Tag in Neubrandenburg.

Es geht nicht darum, das Leben in einer Plattenbausiedlung zu romantisieren, aber viele von uns haben sich eben in dieser Landschaft wiedererkannt, die mit so vielen Vorurteilen assoziiert wird, weil wir in genau solchen Gegenden leben und damit kein Problem haben. Man bekommt mehr von einer Stadt mit, wenn man bereit ist, sich auch diese Teile anzusehen, und selbst wenn man den dritten Bezirk natürlich nicht in jeder Hinsicht mit Neubrandenburg vergleichen kann, ist es interessant Parallelen zu ziehen.

Quellen:

Mommsen, Eva (2009): Budapest. URL: <https://www.planet-wissen.de/kultur/metropolen/budapest/pwwbbudapest100.amp> [Stand: 26.04.2020].

AutorIn unbekannt: «Ich sage nicht, wo ich wohne». In: NZZ vom 16.03.2007. URL: <https://www.nzz.ch/articleEYMCX-Id.402325?reduced=true> [Stand: 26.04.2020].

7 Historische Lage in Ungarn in Zeiten des Zweiten Weltkriegs – das Beispiel der Familie Hoffmann

geschrieben von Constanze Jaiser



Judit Varga, geborene Hoffmann

wurde 1927 in Ungarn geboren und wuchs in Nagykanizsa auf. Im Frühjahr 1944 besetzte die deutsche Wehrmacht Ungarn. Die Jüd*innen Ungarns waren bis zu diesem Zeitpunkt relativ sicher gewesen. Doch plötzlich überschlugen sich die Ereignisse. Bald mussten die Jüd*innen Ungarns einen gelben Stern tragen. Viele ganz alltägliche Dinge waren ihnen von heute auf morgen verboten. Ende April wurde Judit mit ihrer Familie nach Auschwitz- Birkenau deportiert. Dort sah sie ihren Vater János und ihren Bruder Sándor das letzte Mal.

Sie selbst wurde kurz nach ihrer Ankunft für die Zwangsarbeit in einer Rüstungsfirma selektiert. Acht Monate musste die 17-Jährige in der Rußproduktion der Deutschen Gasrußwerke (DGW) schwerste Zwangsarbeit leisten. Als Anfang Januar 1945 die russische Armee näher rückte, wurde sie von der SS in Eiseskälte „evakuiert“ und am 19. Januar 1945 mit anderen Mitgefangenen in offenen Viehwaggons nach Westen transportiert. Viele starben oder wurden unterwegs erschossen.

Nach ihrer Ankunft im KZ Ravensbrück, traf sie zufällig ihre Mutter Helén wieder, die aus Auschwitz hierher „evakuiert“ worden war. Beide wurden etwa zwei Wochen später in das Außenlager Retzow-Rechlin nach Mecklenburg-Vorpommern überstellt, wo sie schwere Zwangsarbeit für die Luftfahrterprobungsstelle Rechlin leisten mussten. Als ihre Mutter im Sterben lag, vertraute sie ihr an, wo die Tagebuchhefte des Vaters versteckt waren, die er für seine Kinder geführt hatte.

Nach ihrer Befreiung – Judit war 18 Jahre alt und die einzige Überlebende der Familie –, studierte sie und wurde eine promovierte Juristin. Sie lebt bis heute in Budapest.

Jahrzehnte hat sie nicht über ihre Erlebnisse gesprochen, gab jedoch schließlich dem Wunsch ihrer Familie nach und öffnete sich. Es stellte sich heraus, dass sie über ein ausgezeichnetes Erinnerungs- und Erzählvermögen verfügt. Im Jahre 2001 veröffentlichte sie das Tagebuch des Vaters unter dem Titel Ködkárpit (Nebelschleier). 10 Jahre später unterstützte sie das Projekt der Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas „Du bist anders? Eine Online-Ausstellung über Jugendliche in der Zeit des Nationalsozialismus“, um darüber an ihren Bruder Sándor zu erinnern (<http://www.dubistanders.de/Sandor-Hoffmann>).

Wegen der Corona-Pandemie, die zum Zeitpunkt unserer Exkursion in Ungarn bereits begann, war das geplante Treffen mit Dr. Judit Varga-Hoffmann leider nicht möglich.

Die RAA-Projekte *zeitlupe* und *RAAbatz Medienwerkstatt* führten im Jahr 2018 in Budapest ein Interview mit Judit Varga durch. Der Film erschien 2019.

Von der Habsburgmonarchie zum Verbündeten Nazideutschlands

Österreich-Ungarn und das Deutsche Reich waren schon im Ersten Weltkrieg (1914-1918) Verbündete gewesen und als Verlierer daraus hervorgegangen. Nach dem Zusammenbruch Österreich-Ungarns hatte Ungarn zwei Drittel seines Territoriums verloren.

Hatte Ungarn zum Ende des Ersten Weltkrieges zusammen mit Österreich zum Habsburgerreich gehört und war ein Vielvölkerstaat, so änderte sich dies bereits im Laufe des 19. Jahrhunderts mit den angestiegenen Nationalismen.



Landkarte zeigt Ungarn in seinem heutigen Staatsgebiet (in orange).

Vgl. den Kurzfilm des MDR, <https://www.mdr.de/heute-im-osten/video-85144.html>

Der sogenannte Vertrag von Trianon wurden Ende 1919 verabschiedet. An den Verhandlungstisch eingeladen wurde Ungarn als ein Kriegsverliererland. Es wurden umfassende Gebietsabtretungen abverlangt. Der Vertrag besiegelte die Aufteilung der ungarischen Hälfte der einstigen Doppelmonarchie unter sechs Staaten. Die größten Gebiete gingen an Rumänien, die Tschechoslowakei und das spätere Jugoslawien. Aus Ungarn wurde ein Kleinstaat mit nur noch knapp 8 Millionen von ursprünglich 21 Millionen Einwohner*innen.²⁵

Zugleich musste das Land hohe Reparationen zahlen. Die wirtschaftliche Lage verschlechterte sich zusehends, auch weil viele ungarische Flüchtlinge aus den abgetrennten Gebieten ins Land strömten.²⁶

Die Situation in Ungarn ähnelte also jener Deutschlands. Auch Deutschland hatte nach dem Ersten Weltkrieg viele Gebiete abtreten müssen und mit hoher Arbeitslosigkeit zu kämpfen. In beiden Ländern wuchsen nationalistische Strömungen.

²⁵ Dass im alten Groß-Ungarn einst die ungarische Führung einen harten Assimilierungskurs gefahren hatte und zahlreiche Gruppen im Land im Hinblick auf Sprach- und Bildungsfragen sowie ihre Emanzipations- und Autonomiebestrebungen massiv unterdrückt hatte, wird bis heute nur von wenigen thematisiert.

²⁶ Die Ausführungen zur geschichtlichen Situation basieren auf der Online-Ausstellung <https://www.dubistanders.de/Sandor-Hoffmann> (Nadja Grintzewitsch).

Eine typische assimilierte ungarisch-jüdische Familie

Die Familie Hoffmann lebte in Szombathely, einer Stadt an der Grenze zu Österreich. Judits Großvater und dessen Bruder waren Eigentümer eines blühenden Kolonialwarenhandels und einer Essigfabrik.

Dann kam das Jahr 1929: Weltwirtschaftskrise. Viele Menschen stürzten in Armut und Arbeitslosigkeit. Es waren chaotische Zeiten. Auch Judits Familie blieb nicht verschont: Die Essigfabrik ging bankrott. Damit war ihnen die Lebensgrundlage unter den Füßen weggezogen. Was nun? Judit Hoffmann zog mit ihrer Familie nach Nagykanizsa. Dort hatte nämlich ihr Großvater mütterlicherseits, Frigyes Schütz, ein Textilgeschäft gegründet,

um den Lebensunterhalt der Familie zu sichern. Judits Vater wurde Leiter dieses großen Warenhauses.



Historische Ansichtskarte von Nagykanizsa (deutsch: Groß-Kanizsa), ohne Datum. CCL gemeinfrei

Der Szombathely-Familienzweig väterlicherseits kann deshalb noch erinnert werden, weil Judit Vargas Vater für seine Kinder diese Informationen in einem Tagebuch festhielt.

Ábrahám Hoffmann lebte in einem Dorf nahe Szombathely und war ein Wollhändler. Sein einziger Sohn, Wolfgang Hirsch Henrik (1790-1864) hatte zwei Kinder, Sámuel Hoffmann (1826-1894) und Zsigmond Hoffmann, die beide 1847 nach Szombathely zogen und dort die Ede Königsberger Lebensmittelhandlung übernahmen. 1890 erweiterte Sámuel Hoffmann das Unternehmen und erhielt die Erlaubnis, eine Essigfabrik zu eröffnen. Nach seinem Tod 1894 übernahmen seine beiden Söhne, Ignác Hoffmann (1856-1930) und Henrik Hoffmann das Unternehmen. 1921 unterhielten sie auch eine Lizenz für den Verkauf von Bier und alkoholischen Getränken, und sie führten einen koscheren Weinladen.

Ignác Hoffmann heiratete Regina Rosenthal (1870-1944), die aus einer polnisch-jüdischen Familie aus Krakau stammte. Sie war die vierte Tochter des Weinhändlers Izrael Rosenthal. Das Paar hatte vier Kinder: Judits Vater János (1895-1944), Imre (1901-1933), Mária (1902-1992) und Paulina (1905-1944).

Der ungarischen Regierung ging es vor allem darum, die verlorenen Gebiete zurückzugewinnen. Daher näherte sich Ungarn politisch immer mehr an Deutschland an. In bestimmten Kreisen gab es jüdenfeindliche Haltungen. Und seit 1935 gab es eine rechtsradikale Partei, die Pfeilkreuzler.

Durch die sogenannten Wiener Schiedssprüche (1938 und 1940) gelang es Ungarn schließlich, mit Hilfe des nationalsozialistischen Deutschlands einen Teil der abgetrennten Gebiete wiederzuerlangen. Im Gegenzug versorgte Ungarn das Deutsche Reich mit Lebensmitteln und Rüstungsgütern. Am 27. Juni 1941 trat Ungarn auf Seiten Deutschlands in den Krieg gegen die Sowjetunion ein.

Die Ausgrenzung der jüdischen Bevölkerung machte sich immer weiter bemerkbar. Zwischen der mehrheitlich katholischen Bevölkerung Ungarns und der jüdischen Minderheit kam es immer wieder zu Spannungen. Um den Diskriminierungen [Ausgrenzungen und Erniedrigungen] zu entgehen, schickten die Eltern ihre Kinder Judit („Juci“) und Sándor („Sanyi“) in die Großstadt nach Budapest auf weiterführende Schulen der Israelitischen Gemeinde. Der Vater notiert in sein Tagebuch:

Das Tagebuch von Judits Vater (1940–1944)

Judits Vater, János Hoffmann, begann 1940 ein Tagebuch für seine Kinder, in dem er Erinnerungen an die Familie festhielt, aber auch über den zunehmenden Antisemitismus in Ungarn schrieb.



Symbolbild von Christin Franke für Sandor Hoffmann auf der Jugendwebseite www.dubistanders.de.

29. Juli 1941

Voriges Jahr habe ich Sanyi versprochen, dass wir zusammen zum Plattensee fahren, um dort zu segeln. Morgen fahren wir los. Sanyi wollte ich eine Freude machen, jetzt bin ich es, der den Moment der Abfahrt kaum mehr erwarten kann. Ich möchte einige Tage von allem weit weg sein – ich liebe den Plattensee, und mit diesem Segelausflug verwirkliche ich eigentlich einen Wunschtraum meiner Kindheit. [...]

Herrlich gingen die zwei Wochen unseres Ausflugs an den Plattensee dahin. Acht Tage verbrachten wir fast völlig wie Nomaden auf unserem Schiff, kochten größtenteils selbst, hörten kein Radio, lasen keine Zeitung – der helle Strahl der Sonne überzog den wunderschönen See mit glücklichem Frieden, ihr friedlicher Strahl tauchte alles und alle in Freude. Hier gab es kein „1939.IV.“ [Gesetz gegen die jüdische Bevölkerung, C.J.], auch keinen Kanonendonner, und wir sahen keine jener Denkwürdigen, die mit Schaufeln ins Arbeitslager trotteten; [...]

Von dem Ausflug haben wir viele Photos gemacht, meine kleine Nichte Ágota Faludi hat über uns segelnde Heroen ein Heldenepos geschrieben – die Photos und das Epos habe ich zu einem hübschen Album gebunden; ich liebe es, die schönen Erinnerungen an diesen mir teuren Sommer auf diese Weise zu verewigen und zu hoffen, dass eine Zeit kommt, in der wir in dem Erinnerungsbuch blättern und unter friedlicheren Umständen und in ruhigerer Stimmung mit Hilfe der Bilder und Verse die Erlebnisse der schön und glücklich verbrachten Urlaubstage wieder aufleben lassen.

8. September 1942

Die Kinder sind sehr ernst, sie fühlen die Schwere ihrer Lage, trachten danach, tüchtige und verdienende Mitglieder der Familie zu werden, und daneben möchten sie sich mit all ihrem Willen bilden. Eine bloße Berufsausbildung genügt ihnen nicht, sie kämpfen gegen die geistige Proletarisierung, ganz entgegen dem offiziellen Standpunkt zum Judentum – und insbesondere zur jüdischen Jugend. Und wir beide, ich mit meiner Helén, wir spüren, dass wir unseren Kindern in diesem Kampf beistehen müssen, obwohl uns das mitunter das Herz zerreißt und auch finanziell wirklich eine ganz gewaltige Anstrengung bedeutet. Aber mit Blick darauf ist das unser Standpunkt: Heute ist jedes jüdische Vermögen unsicher, aber Wissen und Kenntnisse kann uns die Gewalt nur zusammen mit unserem Leben nehmen.
[...]

Auch wenn die Kinder in der Ferne sind, bemühen wir uns, ihre Erziehung zu beeinflussen, und tun alles, damit es nicht dahin kommt: „aus den Augen – aus dem Sinn“ [im Original deutsch]. [...] Wir vertrauen darauf, dass das Bemühen um Ungezwungenheit gegenüber den Kindern nicht erfolglos bleibt, und das Schlusswort in einem unlängst von Sanyi geschriebenen Brief nicht bloß Redensart und Floskel war: „Es küsst Dich dein Sohn und Freund.“

Nur die Kinder selbst werden das Resultat bewerten können – wenn sie einst mit ergrautem Haar auf ihre Jugend zurückblicken und vielleicht diese Seiten lesen.

Auszug aus: Ködkárpit (Nebelschleier)

© Judit Varga-Hoffmann

Ihr Vater schrieb am 26. Juli 1943 voller Stolz in sein Tagebuch:

Sanyi ist mit seinem ausgezeichnet bestandenen Abitur, Juci mit einem sehr guten Zeugnis nach Hause gekommen, und jetzt sind wir vier beisammen. [...]

Die Kinder hatten sich tüchtig an die Arbeit gemacht, fleißig, ausdauernd und mit Lust gearbeitet, wahr ist: Sie bauten ihr eigenes Nest.

Wie Vögel im Sturm.

Auszug aus: Ködkárpit (Nebelschleier), © Judit Varga-Hoffmann

Deutsche Wehrmacht besetzt Ungarn

Im Verlauf des Jahres 1943 zeichnete sich ab, dass das Deutsche Reich und seine Bündnispartner, darunter Ungarn, den Krieg möglicherweise verlieren würden. Angesichts der Kriegslage dachte die ungarische Regierung über einen Seitenwechsel nach. Schon im August 1943 nahm Ungarn erste Verhandlungen mit den Alliierten auf.

Einen Seitenwechsel Ungarns wollten die deutschen Nationalsozialist*innen nicht zulassen. Ungarn war zu wichtig: Es belieferte Deutschland mit Lebensmitteln, kriegswichtigen Rohstoffen

und Rüstungsgütern. Außerdem rückte die sowjetische Armee von Osten her immer näher an das Deutsche Reich heran. Ungarn sollte weiterhin als eine Art Puffer dienen. Daher besetzten deutsche Truppen am 19. März 1944 Ungarn. Es wurde eine neue Regierung eingesetzt, die direkt unter dem Einfluss Deutschlands stand. So wurde Ungarn gezwungen, den Krieg fortzusetzen.



*Deutsche Truppen an der Fischerbastei in Budapest, April 1944
Ungarisches National Museum, Budapest / Foto: Iren Buday*

Judenfeindlichkeit in Ungarn

Judits Bruder Sándor hatte davon, nach seinem Abitur selbstständig zu werden. Mit seinem Notenschnitt hätte er durchaus die Technische Universität besuchen können. Die ungarischen Gesetze machten ihm dies jedoch unmöglich. Junge Leute wie Sándor waren an den Universitäten nicht mehr erwünscht; bereits seit Mai 1939 durften noch höchstens sechs Prozent der Studierenden jüdisch sein. Der Vater hält im Tagebuch fest:

29. Januar 1944

Gestern haben wir Deinen 19. Geburtstag gefeiert, mein lieber Sohn, Deine Mutter und ich waren sehr glücklich, dass Du nach langer, vierjähriger Abwesenheit wieder hier, unter uns bist. Vielleicht ist es Egoismus, aber manchmal glauben wir, es war vielleicht doch kein Unglück, dass trotz unserer gigantischen Bemühungen Deine Aufnahme in die Universität nicht geglückt ist, weil wir es so sehen: Du fühlst dich zuhause wohl, und wir meinen auch, diese Umgebung gereicht Dir in mancher Hinsicht auch zum Vorteil.

Deine Arbeit erfüllt dich mit Freude und Zufriedenheit, die Sonderaufträge machen dich selbstbewusster, sie steigern dein Selbstvertrauen, und es tat uns unendlich gut, als Du dein erstes Gehalt Deiner Mutter angeboten hast, als Beitrag zur Entlastung des Haushalts. Ohne nachzudenken haben wir dieses Übernehmen einer Last akzeptiert und wie natürlich Du das getan hast – aber ich halte gerne fest, dass diese deine Geste mich glücklich machte, diese kluge und richtige Auffassung des Lebens. Nur so weiter auf dem dornenvollen Weg ...

[...] In meinem angespannten Zustand ist es eine ungeheure Beruhigung, dass ich Dich, lieber Sohn, auf einem Weg sehe, auf welchem Du mit deiner Hände Arbeit, geleitet von deinem Kopf und deinem Können, dein Auskommen findest, und auch Juci, obschon noch in der Schule, geht den gleichen Weg.

Auszug aus: Ködkárpit (Nebelschleier), © Judit Varga-Hoffmann

Es ist der letzte Eintrag in das Tagebuch. Drei Monate später wurde die Familie Hoffmann nach Auschwitz deportiert.

Deportation der Familie Hoffmann

Im Frühjahr 1944 besetzte die deutsche Wehrmacht auch Judit Hoffmanns Heimatstadt. Die Jüd*innen Ungarns waren bis zu diesem Zeitpunkt relativ sicher gewesen. Doch plötzlich überschlugen sich die Ereignisse. Bald mussten die Jüd*innen Ungarns einen gelben Stern tragen. Viele ganz alltägliche Dinge waren ihnen von heute auf morgen verboten. In den letzten Apriltagen passierte etwas Unfassbares:

Am 26. April 1944 kamen die Gendarmen, um uns ins plötzlich errichtete ‚Ghetto‘ von Nagykanizsa, das heißt in die Synagoge zu begleiten. [Im ungarischen Original nennt Judit Varga den 27. April. Diese Angabe hat sie später korrigiert.] Sie gaben uns eine halbe Stunde, um das Nötigste zu packen, dann brachen wir auf. Wir waren fünf, da die Mutter meines Vaters, die Witwe von Ignác Hoffmann, gerade bei uns war. Drei Tage später wurden wir, meine Eltern, mein Bruder und ich, in einen Viehwaggon getrieben. Sechzig Menschen wurden in einen Waggon gezwängt. Meine Großmutter Regina war vorläufig in der Synagoge geblieben; sie kam mit einem weiteren Transport nach Auschwitz und wurde direkt in die Gaskammer geschickt. Wir vier wurden in Auschwitz zur Arbeit eingeteilt: Männer und Frauen getrennt. Meinen Vater sah ich dort zum letzten Mal und auch meinen Bruder.“

Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau

Familie Hoffmann befand sich in einem der ersten Transporte, die Ungarn Ende April 1944 verließen. Ab Mitte Mai setzten Massentransporte ein. Unter der Leitung Adolf Eichmanns und mit Hilfe der ungarischen Behörden wurden über 437.000 Jüd*innen innerhalb weniger Wochen nach Auschwitz-Birkenau deportiert. 437.000 Männer, Frauen und Kinder - das entspricht zahlenmäßig fast der heutigen Einwohnerzahl der deutschen Stadt Duisburg.

Für die Deportation und Ermordung so vieler ungarischer Jüd*innen erbaute die SS eigens eine Eisenbahnabzweigung ins Innere des Vernichtungslagers ...



*Dieses Foto stammt aus dem sogenannten Auschwitz-Album und zeigt eine Selektion ungarischer Jüd*innen an der „Rampe“ in Auschwitz-Birkenau am 27. Mai 1944. © Yad Vashem
Auschwitz-Birkenau*

In Auschwitz-Birkenau wurde die Familie getrennt. Judits Bruder musste wahrscheinlich in Auschwitz III, den Buna-Werken in Monowitz, Zwangsarbeit leisten. Über die Zwangsarbeit der Mutter und des Vaters ist nichts bekannt. Fakt ist, dass der Vater noch im selben Jahr in Auschwitz starb. Über die Todesumstände ihres Bruders erfuhr Judit Varga-Hoffmann erst Jahre später durch zwei Überlebende:

Mein Bruder Sándor [...] war in Auschwitz mit dem Vater zusammen, man ließ ihn als technischen Zeichner in einem Kriegsbetrieb arbeiten. Bei der Evakuierung im Januar 1945 steckte man ihn in einen Waggon, die Waggonen wurden Richtung Westen in Gang gesetzt. Da es aber nicht genügend Waggonen gab, benutzten die SS-Männer eine einfache Methode. Einen Teil der Häftlinge – gerade die aus Nagykanizsa – trieben sie in den Wald und richteten sie dort mit Maschinengewehren hin. Zwei blieben am Leben, von ihnen erfuhr ich, dass auch Sanyi hingerichtet worden war.

Judit Varga im Nachwort zu „Ködkárpit“, dem Tagebuch ihres Vaters, © Judit Varga-Hoffmann

KZ-Außenlager Gleiwitz II

Judit Varga wird von Auschwitz-Birkenau in ein Außenlager nach Gleiwitz verschleppt. Dort musste sie acht Monate schwerste Zwangsarbeit leisten.

Gleiwitz II – KZ-Außenlager von Auschwitz

Die Deutschen Gasrußwerke, DGW, waren als Rüstungsfirma 1942 bis 1944 in Gleiwitz, Oberschlesien gebaut worden. Sie waren eine gemeinsame Tochterfirma der Degussa in Frankfurt und der Continental Reifenfabrik in Dortmund. Ihr Produkt war Ruß, das vor allem für die Reifenproduktion verwendet wurde. Ab Ende 1943 bis kurz vor Kriegsende lief die Rußproduktion auf Hochtouren. Beschäftigt waren dort ca. 1.000 Arbeiter/innen, Ingenieure und Meister. Die Arbeit war schmutzig und schwer; in den Fabrikhallen herrschte große Hitze, weil der Ruß in einem Koks-Verbrennungsverfahren gewonnen wurde.

Der Fabrik angegliedert war ein Lager, das sog. Nebenlager Gleiwitz II, das der SS unterstand und als Nebenlager von Auschwitz verwaltet wurde. Ab April 1944 wurden vor allem ungarische Jüdinnen als Arbeitskräfte eingestellt, die in Auschwitz gefangen waren, zeitweilig waren es bis zu 500 Arbeiterinnen, darunter auch die 17-jährige Judit Hoffmann (spätere Varga).

Frauen-Konzentrationslager Ravensbrück

Im Januar 1945 wurden die noch lebenden Häftlinge aus Gleiwitz vor dem Heranrücken der Roten Armee „evakuiert“. Judit musste eine tagelange Fahrt in offenen Viehwaggonen bei Schnee und Kälte überstehen. Schließlich kam sie im Frauen-Konzentrationslager Ravensbrück an. Zufällig traf sie dort wieder auf ihre Mutter, die kurz vor ihr aus Auschwitz in Ravensbrück angekommen war.

KZ-Außenlager Retzow-Rechlin

Nach zwei bis drei Wochen in Ravensbrück wurden Judit und ihre Mutter Helén in das Außenlager Retzow-Rechlin nach Mecklenburg-Vorpommern verschleppt.

Retzow-Rechlin – KZ-Außenlager von Ravensbrück

Das in Retzow gelegene ehemalige KZ-Außenlager mit bis zu 4.000 gefangenen Frauen und Männern spielte für die Luftfahrterprobungsstelle in Rechlin eine erhebliche Rolle.

Die Geschichte der Gemeinde Rechlin ist geprägt durch die „Flugzeugerprobungsstelle“, die bereits seit 1933 massiv ausgebaut wurde. Die Erprobung von Militärflugzeugen und ihren Bordgeräten diente dem Ziel, den Krieg gegen die europäischen Länder vorzubereiten. Vor Ort entstand ein wichtiger Arbeitgeber auch für die ansässige Bevölkerung. Lebten um die Jahrhundertwende gerade 110 Bewohner in Rechlin und 74 in Retzow, so arbeiteten im Jahr 1940 etwa 4.000 Militär- und Zivilangehörige für die sogenannte „E-Stelle“. Größen des NS-Regimes, darunter Adolf Hitler, Herman Göring und Albert Speer besuchten den Standort. Die wichtigsten Kampfflugzeuge der deutschen Nation wurden hier getestet.

Ihre Mutter konnte den katastrophalen Bedingungen nicht mehr standhalten. Judit Varga erinnert sich:

Eines Tages sagte mir ein Mithäftling, dass meine Mutter mich bittet zu kommen. Ich ging zu ihrer Pritsche. Dort lag sie, abgemagert bis auf die Knochen. Ihre Worte werde ich nie vergessen. ›Mein Kind‹, sagte sie, ›ich werde jetzt sterben. Du wirst das Ende des Krieges erleben. Wenn du zurückkehrst, sammle, was von unseren Sachen übrig ist.‹ Dann zählte sie auf, bei wem ich was finden könne. Ihr verdanke ich es, dass ich die Tagebuchhefte meines Vaters gefunden habe.

Auszug aus: Ködkárpit (Nebelschleier), © Judit Varga-Hoffmann

Als Judit Hofmann nach Ungarn zurückkehrte, war sie erst 18 Jahre alt und völlig auf sich allein gestellt. Ihre gesamte Familie und fast alle Verwandten waren von den Nationalsozialist*innen ermordet worden.

Die Aufzeichnungen János Hoffmanns hatte ein Nachbar für die Familie aufbewahrt. Das Tagebuch ihres Vaters János Hoffmann veröffentlichte sie im Jahre 2001 unter dem Titel Ködkárpit (Nebelschleier).

8 Aktuelle Lage in Ungarn in Zeiten von Corona (2020)

geschrieben von Josephine Schallehn

Die politische Entwicklung Ungarns während der Corona-Krise gab nach unserer gerade rechtzeitig erfolgten Rückkehr noch zu denken. Schon während unseres Aufenthalts in Budapest wurde im Austausch mit unseren Gesprächspartner*innen – seien es nun Studierende an der Universität oder Mitarbeiter*innen eines sozialen Projekts - deutlich, dass an vielen Stellen Unzufriedenheit mit dem ungarischen Ministerpräsidenten Viktor Orbán herrscht. Verschärft hat sich die Situation durch die derzeit herrschende Corona-Krise.

Seit dem 30. März 2020 handelt die Regierung nach dem Notstandsgesetz, um nach offizieller Begründung gegen die Ausbreitung des Virus vorzugehen. Soweit klingt das erstmal ähnlich wie in vielen anderen Ländern weltweit. Auch in Deutschland wurden die Grundrechte vorübergehend auf Eis gelegt, um die Infektionszahlen möglichst gering zu halten. Jedoch ist hier "vorübergehend" das entscheidende Stichwort. Die beunruhigenden Besonderheiten im Falle Ungarns sind nämlich, dass das Notstandsgesetz nicht zeitlich begrenzt ist und die ohnehin schon starke Machtstellung Orbáns nationalkonservativer Regierung noch weiter ausbaut.

Dem entsprechenden Gesetzentwurf wurde mit eindeutiger Mehrheit im Parlament zugestimmt. Orbán sichert sich so umfassende Machtbefugnisse, wie die Regierung per Dekret und falls notwendig auch die Befugnis, zwangsweise das Parlament zu pausieren. Alles geschieht unter dem Deckmantel der Schutzmaßnahmen für die Gesundheit der Bürger*innen sowie der Wirtschaft vor COVID-19. Nur wird nicht gesagt, wo genau die Grenzen der Maßnahmen liegen. Denn was als "verhältnismäßig" gilt, wird von der Regierung entschieden - also von Orbán.

Von den Medien könnte dies als Chance genutzt werden, auf die Bloßstellung des unzureichenden ungarischen Gesundheitssystems aufmerksam zu machen, das seit Ende des Sozialismus nicht mehr reformiert wurde. Viele junge Mediziner*innen verlassen nach Abschluss das Land, da die Gehälter im Gesundheitsbereich durchschnittlich niedrig sind. Sollten Journalist*innen diese Problematik aufgreifen, wird dann einfach mangelnder Patriotismus vorgeworfen, ist ja auch viel bequemer als sich mit den Inhalten der Argumente auseinanderzusetzen. Damit diese Stimmen dann doch nicht zu laut werden, sieht das Gesetz zudem vor, gegen eine Verbreitung von Falschnachrichten mit einer Gefängnisstrafe von fünf Jahren vorzugehen. Diese Strafe gilt auch für eine "Behinderung von Epidemiebekämpfungsmaßnahmen". An dieser Stelle muss wohl nicht mehr erwähnt werden, wer genau entscheidet, was unter diese "Falschnachrichten" und "Behinderungen" fällt. Aber immerhin gibt es tägliche Presse-Briefings von der "Corona Task Force", bestehend aus medizinischen Fachleuten und Militärvertreter*innen. Damit sich aber auch wirklich niemand über die Einschränkung der Pressefreiheit beschweren kann, können Reporter*innen ihre Fragen im Vorfeld einreichen, welche dann gezielt herausgesucht und beantwortet werden.

Nun könnte man noch letzte Hoffnungen in das Parlament stecken, gegen solche Maßnahmen zur Machtergreifung gepaart mit Einschränkungen der Meinungsfreiheit entschieden vorzugehen. Normalerweise wäre das auch kein Problem, da das Parlament eigentlich alle 15 Tage die Notlage bestätigen müsste. Doch auch dafür wurde vorgesorgt. Denn in diesem speziellen Fall muss die Regierung den Notstand von sich aus beenden. Nun könnte das Parlament theoretisch auch die Gefahrensituation einfach für beendet erklären. Jedoch hat Orbáns Partei Fidesz die Zweidrittelmehrheit und so - man kann es sich schon denken - muss die Regierung den Notstand von sich aus beenden.

Spannend ist, wie die EU auf diese politischen Entwicklungen reagiert. Denn solch ein Verhalten könnte eine Art Dominoeffekt auf andere Regierungen haben, die sich das Notstandsgesetz zum Vorbild nehmen, um die eigene Macht zu stärken.

Der aktuelle Stand der Corona-Pandemie in Ungarn ist wegen unzureichender Informationen schwer zu bestimmen. Laut Zahlen vom 26.03.2020 gibt es 260 bestätigte Infektions - und 9 Todesfälle, was eine hohe Todesrate ist. Jedoch ist eine große Dunkelziffer wahrscheinlich, da das Land wenig getestet. Zudem gibt es keine Informationen über die geografische Verteilung der Fälle, d.h. welche Gebiete am stärksten betroffen sind. Auch konkrete Angaben über den Vorrat von Schutzkleidung gibt es nicht.

Die WDR-Korrespondentin Helga Schmidt hat es meiner Meinung nach in einem Kommentar der Tagesschau treffend zusammengefasst: "Er liegt in Quarantäne, der ungarische Rechtsstaat."

Quellen:

<https://www.tagesschau.de/kommentar/eu-ungarn-orban-corona-101.html>; 20.07.2020.

<https://www.sueddeutsche.de/politik/orban-ungarn-eu-1.4861733>; 20.07.2020.

<https://hungarianspectrum.org/2020/03/21/translation-of-draft-law-on-protecting-against-the-coronavirus/>; 20.07.2020.

<https://www.jetzt.de/politik/coronavirus-viktor-orban-nutzt-die-krise-in-ungarn-zum-machtausbau>; 20.07.2020.

Anhang

I. Interview mit Zsusa Ferge: Protestbewegungen haben in diesem Land (Ungarn) keine Tradition

27.03.2020 - Pressenza Budapest



(Bild von Chripkó Lili/WMN)

Adrienn Kurucz, eine Journalistin der [WMN](#) (ungarisches Internetportal), konnte – gerade mal einige Augenblicke bevor das Thema Corona-Virus in der Medienwelt (und in der gesamten Gesellschaft) zum alleinigen, alles beherrschenden Thema wurde – ein lang ersehntes Interview mit einer Wissenschaftlerin führen, die seit mehreren Jahrzehnten einen erbitterten Kampf gegen soziale Ungerechtigkeiten und unterschiedlichste Formen der Verelendung führt. Ihre Waffen sind die Forschung und das Schreiben.

Wenn sie gefragt wird, dann antwortet sie, wie es nur wenige Wissenschaftler vermögen: So können auch diejenigen, die mit Soziologie nichts am Hut haben, die Zusammenhänge zwischen Zahlen, komplexen Daten und theoretischen Ansätzen erkennen.

Wenn **Zsuzsa Ferge** darüber berichtet, dann ist auch die trockenste Wissenschaft auf einmal fesselnd.

Schade, dass Politiker und Politikerinnen nicht genug auf sie hören.

Adrienn Kurucz/WMN: Im Zuge der Vorbereitung auf dieses Interview drängte sich mir bei der Durchsicht vergangener Interviews mit Ihnen, beim Betrachten alter Fernsehaufnahmen immer stärker die Frage auf: Wie kann eine Wissenschaftlerin ertragen, dass ihre fachlich fundierten und mit Daten belegten Forschungsergebnisse und die daraus resultierenden Erkenntnisse jahrzehntelang ungehört verhallen?

Zsuzsa Ferge: Es gibt unterschiedliche Arten von Wissenschaftlern. Es gibt Forscher, die die Gesellschaft untersuchen, ihre Prozesse analysieren, ohne dass die gewonnenen Erkenntnisse sie zu irgendeinem Handeln motivieren würden. Dies ist höchstwahrscheinlich die wissenschaftlichere Herangehensweise, als diejenige, die ich repräsentiere: nämlich stets auch das zu sehen, wie die Dinge, wie die Welt sein sollte.

Bei mir vermischen sich die Werte, an die ich glaube mit der Analyse und Untersuchung der Gesellschaft. Bereits bei der Formulierung der Fragestellungen werde ich von Emotionen geleitet – so ist meine Persönlichkeit.

A.K/WMN: Sind Sie Soziologin geworden, um die gesellschaftlichen Prozesse zu verstehen, um ein System in dem Chaos, in das Sie hineingeboren wurden, zu erkennen? Ich denke hier an den Krieg, an den Holocaust, an die verlorenen Verwandten und Kinderjahre, dann an die Zeit des Rákosi-Regimes ...

Zs. F.: Als ich ‚Soziologin‘ wurde wusste ich nicht, dass ich es bin, denn damals gab es

in Ungarn dieses Berufsbild, diese Studienrichtung noch nicht. Als Statistikerin wurde ich nach `56 in die Abteilung für Haushaltsstatistik strafversetzt. Dort musste ich mich mit Statistiken über den Fleisch- und Perlgraupenverbrauch der ungarischen Haushalte beschäftigen. Ich begann mich dafür zu interessieren, was man noch alles untersuchen kann. Es gelang mir beispielsweise, eine Frage nach den elterlichen Wünschen für die berufliche Zukunft ihrer Kinder in den Haushaltbüchern (Fragekatalog zur Haushaltsführung?) einzuflechten.

Später konnte man auch Fragen im Zusammenhang mit den Einkommensverhältnissen untersuchen. Dies waren schon die ersten Schritte in Richtung Soziologie. Zu jener Zeit hatte dieser Wissenschaftszweig in Polen bereits eine ernsthafte Tradition. Wir haben deshalb einen Kollegen aus Polen in das Statistische Zentralinstitut Ungarns, wo ich gearbeitet habe, eingeladen. Von ihm haben wir die Grundlagen der Soziologie gelernt. Der damalige Ministerpräsident András Hegedüs hat dann 1963 das Soziologische Forschungsinstitut innerhalb der MTA (Wissenschaftsakademie Ungarn) gegründet, wohin ich später wechselte.

Doch um auf Ihre ursprüngliche Frage zurückzukommen: Meine Motivation lag nicht darin, dass ICH, sondern das WIR ALLE die Funktionsweise der Gesellschaft, der gesellschaftlichen Prozesse besser verstehen.



A.K./ WMN: Sind Sie verärgert, wenn Sie daran denken, welche Möglichkeiten die Politiker nach dem Systemwechsel verpasst haben – oder wenn sie falsche Entscheidungen treffen, obwohl sie von den Wissenschaftlern auf die möglichen Folgen ihrer Entscheidungen hingewiesen werden?

Zs. F.: Ich verspüre keine Wut, doch ich blicke voller Sorge in die Zukunft. Ich habe 3 Enkel und 4 Urenkel.

Wenn die Dinge so weitergehen wie bisher, dann werden sie in einer verarmten, von Hass erfüllten Gesellschaft leben.

Die Bagatellisierung der Umweltprobleme, die Extraktion der Finanzmittel aus dem Gesundheitswesen, aus dem Bildungswesen, aus der Erwachsenenbildung und die von Hass geprägte Kommunikation führen dazu.

A.K./WMN: Woher stammt Ihre Hartnäckigkeit? Woher kommt die Kraft immer wieder aufzustehen, weiterzumachen, es nie als überflüssig zu empfinden in wichtigen Fragen das Wort zu ergreifen?

Seit Ihrer Kindheit stießen Sie immer gegen eine Wand, auch Sie waren von den Gräueln des Krieges betroffen, nach dem Krieg wurden Sie dann als junge Intellektuelle wegen Ihrer bürgerlichen Abstammung und Ihres Studiums im kapitalistischen Ausland als Spionin angeklagt ...

Zs.F.: Diese Frage kann ich nicht beantworten, ich denke, das liegt in meiner Persönlichkeit. Es ist in der Tat so, dass man mich bereits vom Studium und später dann mal hier, mal dort ausschließen wollte... zu meinem Glück habe ich jedoch für 15 Jahre im Statistischen Institut Unterschlupf gefunden. Dessen Leiter hat alle beschützt, so auch mich, auch `56, als man mich deportieren wollte.

A.K./WMN: Welche Periode in Ihrem Berufsleben war die schwerste, wann mussten Sie sich am meisten Gedanken machen, ob Sie mit den Machhabern argumentieren oder dies lieber lassen sollten?

Zs.F.: Ob ich je Angst hatte? Ja, mein Mann und ich machten uns häufig große Sorgen, vor allen Dingen wegen unserer Kinder. Wenn ich heute meine alten Schriften anschau, dann erkenne ich, dass sie sehr vorsichtig formuliert waren. Gelogen habe ich nie, doch vieles habe ich verschwiegen und mein Schreibstil war sanfter, als er eigentlich hätte sein sollen. Erst nach `90 habe ich darüber nicht mehr nachdenken müssen, was ich mit meinen Schriften und Reden riskiere. Allerdings wird die Selbstzensur heutzutage leider wieder aktuell.



A.K./WMN: Haben Sie während Ihrer Forschungs- und Dienstreisen ins Ausland nie darüber nachgedacht, die Freiheit zu wählen und zu emigrieren? Sie sprechen Fremdsprachen und haben, soweit ich

weiß, sogar das Gymnasium in Frankreich besucht.

Zs.F.: Ja, nach dem Krieg war ich 2 Jahre in einem Kinderheim in Frankreich und habe dort das Gymnasium besucht. Dann sind meine beiden Geschwister und ich teils auf Wunsch unserer Mutter, teils aber weil wir Heimweh hatten, heimgekommen. Auch `56 haben wir erwogen das Land zu verlassen, aber meine Tochter war noch sehr klein und mein Mann und ich dachten, dass wir zu viert nicht losziehen können – also sind wir geblieben. Ob ich es bereue? Aus Sicht der Kinder ja. Sie könnten in einer sichereren, weniger hasserfüllten Demokratie leben, vielleicht hätten sie eine bessere Schulbildung, bessere Lebensperspektiven, aber ansonsten bereue ich es nicht, geblieben zu sein. Wir sind – wie man zu sagen pflegt – aus Abenteuerlust hier geblieben.

A.K./WMN: Apropos Bildung ... der neue Nationale Lehrplan (NAT) wurde verabschiedet ... was sagen Sie dazu?

Zs.F.: Die diktatorische Verabschiedung dieses von rechtsradikalem Gedankengut durchdrungenen Lehrplanes, der u.a. die ungarische Literatur verhöhnt, ist ein Albtraum.

A.K./WMN: Sie sagten einmal, dass bei uns anstelle der Bewahrung der Tradition eine Verzerrung der Erinnerungen erfolgt ...

Zs.F.: Diesen Standpunkt vertrete ich zu 100 Prozent. Es wird versucht, unser Bewusstsein in die Horthy-Ära zurückzusetzen. Und das ist beängstigend, denn wir wissen, wohin jene Ära das Land geführt hat: *Der Weg führte durch Hass zum Krieg.*

A.K./WMN: Ich zitiere Sie erneut: „Wir befinden uns in einer POSTWAHREN Gesellschaft“. Das heißt, es herrscht zwar ein Informationsüberfluss, doch häufig hat die Information absolut nichts mit der Wirklichkeit zu tun.

Zs.F.: Die Berichterstattung erinnert mich beängstigend an die Rákosi-Ära, als in diesem Land alles nur besser, produktiver wurde. Wir Statistiker konnten anhand interner Daten nachweisen, dass der Lebensstandard tatsächlich um X Prozent gesunken ist, doch die Zeitungen schrieben, dass dieser um Y Prozent gesteigert wurde.

Die Verzerrung der Erinnerungskultur lebte auch damals von derlei Verzerrungen der Wirklichkeit. Tag für Tag lese ich auch heute die offiziellen Nachrichten der MTI (Ungarische Presseagentur) und bin verduzt: In diesem Land passiert nur Gutes. Alles, was schlecht, was böse ist, passiert im Ausland, kommt aus dem Ausland. Die Großmeister der Manipulation erfinden für uns die Geschehnisse.

A.K./WMN: Menschen erzählen mir heutzutage häufig, dass es in Ungarn kein Elend, keine Armut gäbe – wir, die Journalisten, würden Probleme übertreiben.

Zs.F.: Auch ich höre so etwas. Der Grund hierfür ist, dass die Armut, das Elend unsichtbar gemacht wurde. Man hat sie aus den Straßen, aus den Städten gefegt...



A.K./WMN: Unsichtbares Elend, versteckte Armut: So etwas hat man in diesem Land schon einmal erlebt.

Zs.F.: Ja, natürlich. Eine der Methoden ist, dass die Politik im Allgemeinen nie über

Armut, höchstens über die Beseitigung von Armut redet. Und die Armen ziehen freiwillig oder gezwungenermaßen in sogenannte Sackgassendörfer, dann sind sie unsichtbar. Bereits vor einigen Jahren gab es landesweit mehr als 200 solche Dörfer. In diesen Dörfern leben die Menschen – Roma und Nicht-Roma – in bitterster Armut.

Auch die Segregation ist eine gute Methode. Früher mussten die Schulen Kinder aus Roma- und Nicht-Romafamilien anteilig zur regionalen Bevölkerungsstruktur aufnehmen. Heutzutage hat die Mittelschicht Schulen, die Kinder aus armen Familien ausschließen. Beispielhaft für die Einengung des Wissensstandes ist auch, dass in den Berufsschulen gesellschaftspolitischen Fächern immer weniger Raum gelassen wird. Und auch die wohnortbezogene Segregation nimmt zu, ebenso die Segregation mit Hilfe des Marktes, etwa durch kostenpflichtige Schulen und durch die von der Regierung geförderte private Gesundheitsvorsorge. Wir machen die Armen nicht nur unsichtbar, sondern auch unhörbar. Sie sind immer weniger in der Lage, in ihrem eigenen Interessen ihre Stimme zu erheben, zu protestieren. Langsam verlieren sie auch ihre Würde. Gefährlicheres kann in einer Gesellschaft nicht passieren.

A.K./WMN: Wohin kann das führen?

Zs.F.: Im Grunde zu einer feudalen Gesellschaft, in der es ein paar Hunderttausend Menschen gibt, die unter guten Lebensumständen leben und am gesellschaftlichen Leben teilhaben. Die Übrigen bleiben bei vielen Dingen außen vor. Ein echter Staatsbürger ist neben seinem Privatleben auch Teilhaber des gesellschaftlichen Lebens und nutzt seine Rechte. Wenn einige Millionen Menschen gleichgültig sind und weitere Millionen

Menschen aus dem gesellschaftlichen Leben ausgeschlossen, dann ist die Gesellschaft gespalten, zerrissen. Ein Übergang zwischen den beiden Welten ist immer seltener möglich.



A.K./WMN: Soweit ich weiß, wird die Hälfte aller Kinder in den ärmsten Familien geboren, in den unteren 30% der Bevölkerung. Das bedeutet, dass jedes zweite Kind in diesem Land keinen Zugang zu einer angemessenen Schulbildung und zur Gesundheitsfürsorge hat ...

Zs.F.: Heutzutage ist Kinderarmut bereits höher als Altersarmut. Und wenn Kinder in widrigen Umständen aufwachsen, dann hat das ernste Konsequenzen für die zukünftige Generation.

A.K./WMN: Und wie steht es mit der alten Generation?

Zs.F.: Früher wurden die Renten an die Preis- UND an die Lohnentwicklung gekoppelt, heute nur an die Preisentwicklung. Die Durchschnittsrente liegt gegenwärtig bei ca. 70 % des Durchschnittslohnes, das Verhältnis verschlechtert sich und kann in einigen Jahren auf 40 % sinken. Wenn also die Reallöhne steigen, dann wird sich die Situation der Rentner im Verhältnis zu Berufstätigen stetig verschlimmern.

Besonders prekär ist die Situation der Schwerbehinderten und der bedingt arbeitsfähigen Menschen.

A.K./WMN: Können zivile Organisationen bei gesellschaftlichen Ungerechtigkeiten nachhaltig helfen?

Zs.F.: Eine der Funktionen der zivilen Bewegungen ist die Organisation von Gemeinschaften und das Bemühen um die Verbesserung der Lebensumstände von Menschen und von Gruppen. Eine andere Funktion ist, dem Staat und dem Markt zu signalisieren, dass etwas in ihrer Arbeitsweise nicht stimmt. Sie haben also eine große, korrigierende Aufgabe in der Gesellschaft. Leider sind sie politischen Einflüssen ausgesetzt. Und heutzutage steht die Politik ihnen feindselig gegenüber.

In Ungarn ist die Tradition der zivilen Bewegungen sehr schwach ausgeprägt, ich würde die Zivilgesellschaft nicht als stark bezeichnen, wobei ihre Existenz unverzichtbar ist.

Wir sehen, dass sie in einzelnen Fällen erfolgreich agieren, so können sie gelegentlich eine Wohnungsräumung verhindern. Sie können aber die großen gesellschaftsfeindlichen Schritte heutzutage leider nicht verhindern. Sie können auf die Straße gehen, demonstrieren, doch die Staatsmacht hat genug Mittel, sie nicht zu fürchten, uns nicht zu fürchten.



A.K./WMN: Was sind Ihrer Meinung nach die wichtigsten Probleme, die am schnellsten gelöst werden müssten?

Zs.F.: Die Zerrissenheit der Gesellschaft und der Hass müssten zuallererst

abgeschwächt werden, danach könnte die Armut gemildert werden. Laut Statistik haben Einkommensunterschiede und die Armut in den vergangenen Jahren abgenommen. Doch es gibt zahlreiche gegenläufige Bewegungen. Der Differenzierungsgrad der Einkommen nimmt zu, die Wohlstandsungleichheit wächst in den Himmel.

Die Auswertungen der OECD belegen, dass in Ungarn 10 Prozent der wohlhabendsten Haushalte nur 22 % des Gesamteinkommens erhalten, jedoch fast die Hälfte, nämlich 48 % des Gesamtvermögens des Landes besitzt.

Und die zentral gelenkte Neuverteilung läuft vollkommen gegen ihr selbst gesetztes Ziel.

Im Prinzip erhebt der Staat Steuern, damit er gesellschaftliche Ungerechtigkeiten mildert. Bei uns jedoch läuft sowohl die Erhebung von Steuern, als auch die Verteilung größtenteils in die entgegengesetzte Richtung, deshalb nenne ich das System pervers.

Es existiert nur eine Steuerklasse und wird ab 0 HUF berechnet – was ein „Hungarikum“ – eine typisch ungarische Lösung – ist.

So tragen die Armen – sofern sie überhaupt steuerpflichtige Einnahmen haben – im Verhältnis mehr Steuern als die Reichen. Bei der Verteilung wiederum profitieren Menschen in Lohn und Brot stärker als die Armen (Elterngeld, Krankengeld), ja, Beschäftigte mit einem Hochschulabschluss können sogar einen erhöhten Satz erhalten. Die Familienbeihilfe für die Bedürftigen und das Kleinkindbetreuungsgeld sind seit 2008 unverändert. Es ist würdelos, dass Hilfeleistungen an den sehr niedrigen, seit 2008 unverändert festgeschriebenen Mindestrentensatz von 28.500 HUF gekoppelt sind. Und dann gibt es Versorgungsleistungen, die nur

Arbeitnehmer mit höherem Einkommen in Anspruch nehmen können. Dies sind steuerliche Erleichterungen für Familien oder auch die staatliche Unterstützung beim Erwerb von Immobilien. Die staatlich gelenkte Neuverteilung erhöht so die Ungleichheit, anstatt sie zu senken.

Um die Armut zu senken, müsste man also dafür Sorge tragen, dass das Familieneinkommen zumindest das Existenzminimum erreicht. Dieses liegt heute für Einzelpersonen bei 80.000 HUF und bei einer vierköpfigen Familie etwa bei 250.000 HUF. Diese Summe kommt nicht einmal bei Arbeitnehmern mit kleinem Einkommen zusammen. Das Statistische Bundesamt (KSH) hat bis 2014 die Zahl der Haushalte mit dem Existenzminimum ausgewiesen, seitdem veröffentlicht es viel zu wenige Daten über die Armut. Damit trägt es zur bereits zuvor erwähnten Verschleierung der Armut bei. Und es ist ein schlechtes Zeichen, wenn das Statistische Bundesamt feige wird.

Seitdem erheben nur die zivilen Organisationen, die Gewerkschaft oder die Policy Agenda Daten.

Im Übrigen hat das Amt nie Daten darüber veröffentlicht, wie viele Menschen unter dem Existenzminimum leben. Wissenschaftler schätzen ihre Zahl auf etwa 3 Millionen.

Viele Kinder werden – wenn sie auch nicht hungern müssen – nicht ausreichend ernährt. Ich schätze die Zahl der Kinder auf 100.000 – 150.000, die Nahrung nicht in ausreichender Menge oder nur unregelmäßig Mahlzeiten erhalten. Montags kommen viele Kinder deswegen pünktlich in die Schule, weil das im Prinzip vorgeschriebene Schulfrühstück früh ausgegeben wird. Die Zahl der qualitativ hungernden Kinder ist erheblich höher.

A.K./WMN: Können Digitalisierung, Internet und Smartphones die Ungleichheit in der Gesellschaft mindern? Diese Mittel

sind auch in den kleinen Dörfern verfügbar, sie können das Lernen unterstützen und bei der Aufholjagd helfen.

Zs.F.: Früher war dies in der Tat eine große Hoffnung und irgendwie ist es auch das geblieben. Doch auch die IT-Nutzung hängt von der gesellschaftlichen Stellung ab. Damit IT unseren Zielen dient, muss man den Umgang mit IT, mit den elektronischen Medien erlernen. Ohne Hilfe verirren sich die Kinder.



A.K./WMN: Es ist klar ersichtlich, dass die Ungleichheit in der Gesellschaft zunimmt. Wohin kann dies Ihrer Meinung nach führen?

Zs.F.: Ob sie einmal zu einem explosionsartigen Ausbruch führt? Das kann man nicht vorhersagen, aber die Chancen sind gering. Proteste haben keine Tradition in diesem Land. Es gibt Angst und Resignation.

Und gleichzeitig weiß man nie, was buchstäblich der letzte Tropfen im Glas ist, der das Fass zum Überlaufen bringt. Ich möchte nicht orakeln.

Quellen:

Von Adrienn Kurucz auf Ungarisch erschienen im WMN Magazin, Übersetzung aus dem Ungarischen von Ferenc Héjjas

Alle Fotos von Chripkó Lili/WMN

Quelle des Artikels:

<https://www.pressenza.com/de/2020/03/zsuzs-a-ferge-protestbewegungen-haben-in-diesem-land-ungarn-keine-tradition/>; 13.06.2020

II: Gespräche mit Anna Csongor

„Funding Roma Autonomy“ Gespräche mit Anna Csongor aus 1993 und 2013



Anna Csongor, Quelle Foto:
<https://www.johnfeffer.com/funding-roma-autonomy/>; 11.08.2020

„Between 1990 and 2010, according to the [World Bank](#), the number of people living in extreme poverty worldwide was cut in half. This dramatic achievement, which was actually a major Millennium Development Goal, happened several years ahead of schedule. The reduction in extreme poverty varied from region to region, with great gains made in Asia and not much progress achieved in Africa. In East-Central Europe, the drop was [roughly comparable](#) to the global average.

There is, however, a statistical anomaly in the data for East-Central Europe. For the 10-12 million Roma living in the region, the overall economic situation has gotten worse over this period of time. Since 1990, Roma have experienced catastrophic increases in unemployment and discrimination. In Serbia, for instance, 60 percent of the Roma population [lives in extreme poverty](#), in Albania 40 percent. In Romania and Hungary, the poverty rates for Roma are far higher than the majority population. There has been little if any improvement in the last decade.

This gap in poverty alleviation results between Roma and non-Roma communities has been the subject of intense discussion in governmental and civil society circles. For the last two decades, American foundations, European charities, and the European

Union have all poured money into attempts to rectify this situation. One of the first and most important institutions in the region to translate these funds into successful projects on the ground was the Autonomia foundation, founded in 1990 by [Andras Biro](#).

In 1993, I interviewed Anna Csongor, who was a program officer with Autonomia. She described the successes and failures of Autonomia's revolving loan program, based on the Grameen Bank example, as well as the innovative project monitoring system.

When I returned 20 years later to re-interview Anna Csongor, she had already been serving for many years as the executive director of the organization and was just then preparing to leave the job. Hungary was now part of the European Union, and its social welfare institutions were considerably more developed. But Autonomia, and the Roma community in Hungary, faced many of the same challenges as before, in part a legacy of the government's failure in the first years of transition to address the disproportionate cost of economic dislocation shouldered by Roma. "It was a tragedy when so many Roma people were kicked out of jobs," she pointed out in our conversation in her office in Budapest last May. "Everybody lost their jobs, but it was Roma first. By the time the system was able to do something about poverty and unemployment they were already five years unemployed."

Autonomia was dedicated to involving Roma in the process of creating their own economic enterprises. Csongor remembers a project to grow watermelons. "There were periods when it collapsed when the market was bad, but they learned how to cultivate something else such as tobacco," she told me. "They got practice, and they built up their self-confidence. And the majority population developed a different attitude. They saw that the Roma weren't just waiting for welfare but were actually producing something. There were lots of similar projects, mostly agricultural. Those continued until the welfare system developed into a structure in which income generation was no longer possible."

As Hungary developed its social safety net, Autonomia shifted its focus. With European funding, it began to provide capacity-building trainings and workshops. "We provided support to an organization that set up an after-school operation," she told me. "We provided support for the first mentoring after-school operation in this northeastern village. It was quite good. It was so well marketed that in the second round of these projects, it became world famous. They created a network. Of course, we were lucky because they had the skills. But they were lucky because they had our mentoring support. They could absorb a lot of money and deal with 450 children. That was a really positive investment."

In the end, Csongor has come full circle in her thinking on what can make a difference in Roma communities. "I started with education and thought that education was everything," she related. "I went along different paths and now, again, I think education is everything. In between I thought it was a complex issue and you have to take into account economy and local structures. But lately, I think if you don't do anything with education or you make a mistake with education, then anything you do in the field of economics won't make a difference. When we made the interventions in the wage-earning or

income-generation life of people, we thought, 'Okay, now everything will change and the children will go to school and they will have a better chance in the local structure if they have more income.' That's okay. But still, if there is not solid education at school, nothing will change.

We talked about her experiences as a social worker during the Communist period, her research into Roma education, and her belief in the urgent need for all Hungarians to sit down and discuss their perceptions of Roma and themselves.

The Interview

Do you remember where you were and what you were thinking when you heard about the fall of the Berlin Wall?

I must have been at home. I think I was watching TV. I remember the enthusiasm, the common feeling, but I don't know whether it was just the moment or the moments after and the discussions. I think I was with friends at the time. It was a time when we used to get together a lot, sharing this sort of experiences even if it was on TV.

What were you doing in those days in 1989? Were you a student?

I was born in 1951, so I was quite an adult. I used to work in an institute set up for educational research. I was a sociologist. By then I was divorced. I lived with my son near here.

As a sociologist, you focused on education?

Yes, the education of Roma children.

When did you start that work?

My son was born in 1981. Until then, I was a social worker. It was quite enjoyable work, unique, and I loved it. But then I had to end it, because I had my own family, and I couldn't take care of other people's families. I was at home for a year or so, and then this institute was set up and I was invited to go there around 1982.

When you were a social worker, you worked in Roma communities?

Yes.

What motivated you to work in Roma communities?

That's a very long story. I don't know if you want to spend time on it.

If it's an interesting story!

For me, it's interesting! I come from a family that is intellectual. My grandfather was a lawyer; my other grandfather was a judge. My parents went to university. My mother, for instance, had received a doctorate and was a linguist. Everyone in the family expected me to be a scholar. I went to university to be an English teacher, because my mother was originally an English and Hungarian teacher and

then became a linguist, so that was a family tradition. However, already in high school, I had some experience in sociology. We had very special teachers who took us to the villages and made sociological surveys and provided an immersion experience, which was unusual at the time.

While I was at university, I joined an illegal activity, criticizing existing socialism from the Left. We had an understanding in my group, among my friends, that somehow the system wasn't practicing what it preached. We had this F category for physical workers. At school, either you were either an F or a P as a peasant. There was also a third category, and that was me — not a worker or a peasant. But when we went to university we realized that there were very few pupils from peasant and worker families, and we thought that was totally unjust and we should do something about it. We put together a project. I wouldn't call it catch-up courses because it was much more than that. It was playing democracy and teaching high-level things and having very special teachers with us, sharing what we had access to with those we thought didn't have such access.

After a short period, I also moved into a commune, which was quite fashionable in intellectual circles at the time. We did a lot of extra learning — reading books and discussing books. That's a leftist sort of activity: living together and talking a lot. By the end of university, I thought I would be a teacher of English or a scholar in literature somewhere. I was interested in medieval English drama. I wrote my thesis on this. But still I thought that this was totally boring. I imagined that all my life I would be in an office and a library, reading books and writing books and maybe teaching other people English drama. This was interesting but still...

Then everything changed, and I decided to go to the countryside. I was living in the commune, and I left the commune with a new lover. But I couldn't move home. My parents said I couldn't do that unless I was married. Okay, so we didn't marry. Instead we went to a village. This was my first husband. We started to teach mostly Roma. It was a very attractive situation because we were the only real intellectuals in the village, and we loved the children, and the children loved us. It was very romantic.

What were you teaching?

I was teaching almost everything. You can imagine the situation: a small school and a shortage of trained teachers. They were very happy to get somebody with a university diploma. My husband was an economist who also taught Russian. We taught almost everything that was needed there. That's how it started. And we learned lots of new things like political economy. In those days, there was a lot to learn about: for example, the real history of the workers' movement or the real history of the Soviet Union. This was called the flying university.

There was one in Poland.

Yes, I think that was the model. Somehow we remained in touch with these circles. Then we decided to leave the village because it became unbearable. If we had stayed, we would have become the directors sooner or later because this was the

second half the 1970s, and the situation wasn't so harsh. This would have happened if we had behaved. But we did not behave. We did things that were quite innocent but were provocative for the locals, like allowing children with no bathrooms at home to come to our flat and have a bath there.

You did things for Roma that were provocative for non-Roma?

No, no. In a school where the basic value is discipline, then you don't have the children in your home. In our school, the headmaster walked down the corridor listening to make sure the classes were quiet, and my classes were never quiet. We played dramas and such things. I was the new generation of teacher. It was embarrassing for him, maybe even challenged his authority. The whole place was rather feudal. We could have stayed. But an issue came up where we had a fierce debate, and it was decided. He wanted to persuade me to stay and my partner to leave, because he thought he was always going to cause problems in the future. Anyhow, we came back to Budapest.

I didn't think about going back to university, to literature and so on. It was quite a coincidence that someone asked me if I was interested in helping with a survey of Roma. The survey was made by Ottilia Solt, one of the leading figures of the opposition. A philosopher and sociologist, she was employed by a research institute and made a survey of Gypsy children in Budapest. I participated in the survey and fell in love with it. She was not only a researcher, she was also a politician in the sense of putting into practice what you learn from your research. She also arranged, in some of the districts in Budapest where many Roma lived, for the local government to employ someone like a social worker. Officially, there were no social workers at that time, but someone took responsibility for maintaining contact with these Roma families and ensuring their wellbeing. So, a local consulting institute employed me to work with families on educational issues and what to do with their children. I worked there for ten years. This was in the 20th district of Budapest. There is no such a thing as the best part of life. But really, this was the best part of my life.

It was the best part of your life because you enjoyed working as a social worker and you enjoyed the interaction with the families?

Both. And I was totally free. I have been totally free all my life, never having a boss. Even here at Autonomia. There was a boss who was a psychologist and a very nice woman. She liked what I was doing but didn't totally understand what the whole thing was about.

When I had that job, I had the impression that I was having an impact, that something was happening. I was like a relative who was not living with them but they could turn to me. I was 23 when I started. You can imagine that this was a very big challenge. I don't know how I even dared, but I dared because I didn't really think about it. It was an important experience. There were a lot of interactions, and I was quite successful, I don't know why or how. When my son was born, I felt that emotionally I couldn't share myself. I spent a lot of time with them. I drank with

them. It was my life. It was my identity. It was not a job. When you don't have any other responsibilities, it's easy to be part of it. That was until 1981, and in 1982 I went to work at the research institute on education.

Can you give me an example of what it meant to be successful in that social work?

For example, if a family lost their housing, then I could fight for it and the housing was restored. When a child was taken into custody, I could make arrangements for the child's return. In those days, the offices I had contact with were full of people who might have been racist or anti-poor. But still they could be touched. And the system was not very well organized. So if you argued for each case in an emotional way, then in most of the cases you could be successful. By now, there is a welfare system, with lots of requirements and paperwork that you have to fill in and do this and do that before the system decides whether you are eligible or not. This was the case during socialism as well, but there were special cases. It was not just using family connections. It was easier to make the bureaucrats understand the human side. Of course this was a limited sample. But they were not bad people. They were just part of the system. They said, for instance, "You have to queue up if you want a council flat, and you'll have to wait five years." My clients — or my partners or my people — they were so poor and so neglected that it was obvious that they needed help.

In my first year when I went there, I understood that some of the children very much need preschool courses. I was not trained for that, but I did a lot of reading and made contact with an old preschool teacher, and we put it together. It was a total success. We made quite a long course for young Roma children. Maybe it was not professional, but it was very enjoyable and quite efficient. It had something to do with the ownership. I worked in a local structure where everything was owned by local council. I used the premises of the local cultural house, which was a council space, and I used the knowledge of a woman who was a teacher who didn't charge anything because she too was a council employee. Nothing cost money. It was just human resources and premises. Somehow it was easy.

Then you left the social work and worked for an institute, which focused on educational research.

The education of Roma children. Those with whom I started the research in 1974, we sort of grew up together. We still had our groups for discussion. That's why I'm telling you that when the Berlin Wall fell, I must have been in one of my circles, which is very different from what it's like now. We had a lot of informal gatherings. People just dropped in. It was a loose period. And we were young.

Before you left the commune and moved off to the village, did you have any contact with Roma?

It's interesting that you ask this. A friend of mine and I were just discussing this issue: when we met Roma in our life. I went to school in this district, which was a mostly intellectual and middle-class neighborhood.

However, all this middle-class housing had these backyards where the less fortunate people lived. I had classmates who didn't have a window to the street but only a window to the yard. Some of them were really poor. They didn't have cake but only bread with jam on it. Those were my earliest memories of children being poor. But I don't think we had any Roma classmates. I might have met Roma people in the secondary school — when I went to these villages to do sociology. The style of these camps was that we also danced and played together. If I had pictures from that time, which I don't have, there might have been Roma children. But it wasn't real contact. I also remember seeing Gypsies selling things on the road, but here again there was no real contact. They were rather exotic. They were outsiders.

Of course I had contact with Roma when I was teaching in the village, and later when I was a social worker, I remember a girl about my age who was totally black. She was very ambitious, but she was totally depressed. She felt that being black meant that she was surrounded by prejudice and couldn't go anywhere. This wasn't a shock for me on the cognitive level because I knew about this prejudice. But I had never directly encountered this sort of feeling before. She married someone and went abroad because she said that she couldn't do what she wanted in Hungary. This was in the 1970s. So, the 1970s for her were different than for me. Then I had to admit that life is not so nice for some.

In my family, to be sure, everybody wanted me to have a doctorate. But there was also in my family a belief that you have some social responsibility for those who are not so lucky. It was not a direct way of educating children — that you should give money to those begging on your way home from church. We didn't go to church, and it wasn't like that. My mother, when she finished being a linguist because she was on a blacklist, began teaching. I heard stories about her supporting some of the poor children with boots and other kinds of physical support.

When you did research, you were doing research nationally on Roma education at all levels?

Mainly elementary.

You were looking at disparities in educational achievements and also what was available in terms of infrastructure?

Both: achievements and conditions. And it was very easy because the disparities were so obvious.

Was there anything surprising that you learned during the research?

I wouldn't call it surprising. I would rather call it a tension between the structural issues and personal attitudes. For example, I was sure from the very beginning that segregation was not good, that separation was not going to help anyone in the future. This was a structural issue: you shouldn't have separate Roma classrooms. On the other hand, we met with many very committed and devoted teachers who were working with very neglected Roma children. These very nice teachers were doing

something very good. It was not a burden for them: it was something that they wanted to do. They didn't want to get rid of it, either, because if these children participated in mainstream education they would have been rejected. These teachers were also marginalized, as if they had been infected through contact with the Roma. They were a separate class among the local teachers.

One of the narratives about Roma in the region is the reversal that took place after 1989. The employment rate for Roma in the region was rather high under Communism, and that reversed after 1989. The educational system followed a similar trajectory. You saw a deterioration in general of the situation for Roma. But hearing you, I realize that the educational situation for Roma before 1989 was not so good either.

No, it wasn't.

Would you say that there was a sharp decline from that low level before 1989 or merely a continuation of an already bad situation?

That's not an easy question. On the one hand, the situation was totally absurd. Under the socialist condition there was the same free obligatory education. But there was also a group of people who didn't get that education or got it at a low quality. These families were shown the place of their children in the school. After a while, the parents said, "Okay, my child has a place in the special school where the mentally handicapped children are, and that's it. That's our school. Now, leave me alone." They didn't even think of fighting against it.

There was an exam system for children before they entered the first class — for children that the kindergarten had some doubts about. This happened in the places where I was working. I saw kids that were bright and fantastic. But still I suspected that they were not going to be approved by the school because of their test scores. So I cheated. I gave them a higher grade so that they could go to a better school.

A kind of affirmative action.

Yes! But after a while, in spite all the good will and efforts, the school system somehow figured out who was eligible for mainstream schooling and who was not, and that was quite typical for the system.

Still, I don't want to say that during socialism it was okay. It was not okay. But if the father was an unskilled worker, then for the children the position of semi-skilled worker became possible. The child could go on to work at the factory with non-Gypsy coworkers. If it worked well and he could assimilate, then he could go on to the secondary labor market and make some more money. Somehow he could slowly be part of the system. When he became part of the system, his children could go a little further. I can't say that it was an open system, but there was a possibility of mixing. And maybe those were who ambitious enough and lucky enough to live where there were good places to work available could advance. If the stars aligned, then you could make it.

The factories were full, the kindergartens were full — somehow it all looked positive.

But in the second part of the 1980s, everything was over. It was a tragedy when so many Roma people were kicked out of jobs. Everybody lost their jobs, but it was Roma first. By the time the system was able to do something about poverty and unemployment they were already five years unemployed. The educational system didn't change, and families didn't trust the educational system at all. The teachers got frustrated, and the school administrators got frustrated. Within a very short time, the Roma and poor children found themselves at the bottom layer of education. At the other end, the school system opened up with lots of private schools and a big market for education. The talented and well-to-do families could do anything.

Also the talented and well-to-do Roma families?

The sociological surveys on Roma are blamed for not recognizing the talented and well-to-do families. The definition of Roma is quite loose. The only real survey I consider okay uses the definition that Roma is anyone considered Roma by the neighborhood. That's a relative concept. Those who don't look like Roma or act like Roma are not considered Roma in the surveys.

And they don't self-identify as Roma?

No, they don't. On the other hand, a Roma intellectual movement started in the second half of the 1970s, a group that was not going to assimilate. They were involved in music and art and so on. That might have been a very thin layer. But I saw them and made friends with them, and they were part of my life. I wonder if they are now part of the political system, whether they're still visible.

Let's talk about your current position here at Autonomia. How did Autonomia view itself as intervening in the Roma situation after 1989?

I left my job, well, I was kicked out. It was a funny story. Before 1989, I was under police control. I had one-year contracts, and at every end of year, there was a discussion whether I could stay or not. I wouldn't say that I was an important part of the opposition, but I was part of it. That's how it happened: a guy would come to the institute and sit down with the HR person and discuss who could stay and who could not. I had very strange discussions with the director, but I made it through. I was really not expecting any change. Then in 1992, my contract was cancelled, and I still don't know why.

In 1992?

Yes, in 1992! It was like a delayed action. Our director, who was also a researcher, was in America when the transition took place. He entered the Hungarian Democratic Forum and felt it was important to take a stand. It was an exciting atmosphere at that time. People were joining the new parties and the new trade unions. Everyone wanted to be part of something. And those of us who were part of the old opposition were somehow pushed

aside, forgotten. So, there was a mixed feeling about what was happening. A lot of my friends went into parliament as part of the new parties. Of course, they quite soon got disappointed and left politics. But all of us had a shared belief that something was happening.

But I had a bad feeling that this was not going to be a safe time. With the new market orientation, you could no longer afford four years of research — you had to have the results within one month. I'm not that type. I like to go there, get used to it, sniff around, read. I'd gotten used to that lengthy process. That was the other reason why I was not needed. On the other hand, lots of my colleagues stayed on at the institute. I don't know. In 1992, when I lost that job, I was 42 and I had a list and I was desperate.

A list?

A list of people to call. I thought, "I'm 42, I'm not going to find a job." That was in November. It was a very bad period. Then I heard that [Andras Biro](#) was looking for someone to join a Japanese project to sell Roma handicrafts in Western Europe with Japanese mentoring. Totally absurd! I was the traditional type. I didn't like this type of challenge. But my friends told me I should call Andras Biro. The announcement said that they were looking for a project officer and the age limit was 40.

They were allowed to state an age limit?

It was still not illegal. I thought, "I'm not going to try, I'm too old for that." But I did. You remember Andras. You can't forget Andras. He told me that this was a Japanese project, and it involved Roma handicrafts, and I didn't like the story at all. I saw that he was crazy. On the other hand, it was very interesting how he was looking at things. He'd just come back to Hungary.

From Latin America.

From Mexico, I think that was the last place. He was the guy who came back from far away. I was sort of irritated that someone coming back was blaming us — for being, in a way, collaborators. These people came back to Hungary and these questions just hung in the air: what have you been doing in those years, were you just sleeping? Anyway, it happened that I got attracted to this whole thing. He asked some things of me — how old is my son, how can I afford to go to the countryside. Then he called me two days later.

I said, "I need a week to think about it. I have other people on my list to ask." There weren't so many, to be frank.

And he said that I wasn't telling the truth: why wasn't I telling him who I really was? Because I didn't have the opportunity! He was telling me about Mexico — he was very talkative. He said, "Let's meet again." Then we met twice. Andras is the type of person who has a gut feeling. He said, "I don't care, I trust you and I want you to be the director."

I said, "No, Andras, that's very flattering, but I'm not going to be a director. I used to be a researcher but I'm not one any more."

“Okay,” he said, “then I will kick out the program officer and you will do the work on the Roma potato project.”

I didn't feel good about someone being kicked out for me. It was a confusing period. But in two weeks time, I was in.

His idea was that there is a deficit among the poor, especially the Roma, in democratic thinking and practices. The only way to solve this – and we had to do this in order to have a democracy in the country as a whole – was to organize them so that they could be successful economically. I didn't believe in it – and I don't believe in it now either. But still the practice showed me how flexible this layer of society could be. They somehow saw the opportunity, and they gave up their old ways in a significant way. They realized that the ways they'd learned under socialism were not going to work, so they grasped the opportunity. Within two years, there was an abundance of Roma organizations, maybe 300. Again, I found myself in the same family atmosphere as when I'd been among the poor Roma in the village and I'd discovered that they could accommodate themselves to the new requirements. This was something very attractive to me, and I appreciated it very much.

I'm in a constant debate with people who say that this is giving up identity and doing something for the money. But I think it's a survival game. If you're in serious trouble, you can't really say, “I'm going to be proud and I will die and that's it.” From the very beginning, *Autonomia* was criticized by the Roma movement for destroying identity, pushing assimilation, attracting Roma into a trap. In a way, that was true. But we never could discuss it. And I don't think we can ever discuss it. In the beginning of the 1990s, we quite soon became a big grant-making organization providing support for local Roma initiatives. We were quite unique. If it was not about identity issues, then it was about jealousy or about power.

Andras is two meters high with a white beard, and he possesses everything you need for a charismatic figure. He was challenged several times, and he was totally autocratic – even as he was preaching and believing in democracy. And yet I too fell into the trap: somehow I came to understand that this thing worked and I could attract people here from the university to work. At that time, in 1993, I started to teach social work and sociology at the university, so I could attract a lot of young people interested in development and Roma issues. We could make a really good non-profit foundation. The whole composition, thanks to Andras and his insistence on this crazy process, somehow worked.

Crazy in the sense of providing grants to local initiatives?

Nobody believed in it. Everybody believed that the Roma would steal the money. And they didn't. Very little was stolen. The other unexpected thing was that they would play the democracy game and be economically successful. That's a very high standard. I'm not quite sure whether there was real democratic decision-making. Still, there were meetings and issues were discussed. I don't know if it overcame the democratic deficit. But anyway it was more than just

the families. And it was more than the local power structure. At minimum, it might have been a second power structure, which is still better than just having one. The other thing we were criticized for was supporting the local chiefs.

Reinforcing the clan structure.

Yes. I remember from my social worker experience that if you see a family where the mother or the father is in power and they are distributing all the resources and everything depends on them, but the child is in a very bad position, you have to support the child to develop. That means directing resources to the child. It's the same with these local structures. On the one hand, you can rely on the local power structure, the local boss, to identify the needy beneficiaries. On the other hand, we understood that this power structure had to be challenged. The leaders were just sitting there getting stronger and stronger and suppressing the young people who were coming up. We had some leadership trainings – which I don't like personally – but the Roma were very happy with these trainings. We called them together and provided lots of information, and Andras also liked the discussions with them. So, even if the work was unrealistic, something happened, and it allowed people to work or move into a different structure.

You mentioned two projects – the Japanese craft project and the potato project. What happened with them?

The craft project was dropped after we realized that it wasn't working out. Andras knew nothing about such things. I knew better, but I thought maybe I don't know about Roma crafts. But in the end it didn't work. We had contacts with the Sasakawa Foundation. They were quite active in the region, in Hungary and Slovakia. Later on we undertook a journalist training sponsored by the Japanese, but it was a marginal project. So the Japanese part dropped away.

The potato project was our agricultural work. We put an ad in the paper: if you have an agricultural project, come to us and we'll support you with a combination of grants and loans. That was the idea, based on what Andras wanted to do after visiting the Grameen projects in Bangladesh. He also had some ideas about women's circles. I don't know if it was his idea or the idea of the foundations. Early on we had contact with the Ford Foundation, the Mott Foundation, and the Rockefeller Brothers Foundation. Somehow it was in the air that this guy was doing something with the poor, and you just have to trust him. There is a whole mythology around the thing. Andras had the feeling that you can't just give grants, you have to give loans because you have humiliating people with grants. With a loan a partnership relationship develops. And it worked. People were leaving the factories and going back to the villages, and the rest of the family was cultivating the garden and the livestock. It was a total collapse of their lives – not just the elimination of income but the structure of the family. The only wage earners were the ones cultivating the garden – the wife and the children. So, the husbands couldn't find their way

in the family. Of course there was black market and black labor, for a while, but not for long. What Autonomia offered, which was really a good thing, was an opportunity to discover something out there. It was a very good exercise. We told them that if they had an initiative, they should come to us or we would go there and discuss. And it was not just asking for money. They had to also negotiate with us.

Can you give any successful examples from that period?

For example, we had a broomstick-making project. People there knew how to do this somehow from their previous lives. The name of the organization was the Dolphin Club. I don't know how a small village in northeast Hungary decided to name their organization Dolphin Club! They started to make broomsticks, and they were quite successful. But after a while they discovered that they couldn't sell the broomsticks. They were very good at broomstick making but you have to sell the product — otherwise, why make broomsticks? Of course, there was a suggestion that Autonomia should buy the broomsticks and sell them here or there, but the project seemed to be dead. From this experience, we found out that we must stress the marketing side as well, the importance of business plans. So, that was a learning process.

Ten years later, I had a call from the same village. Someone told me that I should tell them to stop making broomsticks. But I no longer had any contact with the Dolphin Club, which didn't exist any longer. We'd forgotten about them. They didn't come back to us, so we thought they weren't interested any more. But I learned that they were still making and marketing broomsticks. And the people there were making trainings too. Somehow, the locals who wanted to enter the broomstick-making market thought that the success of the enterprise came from Autonomia. So, we still have this power.

There was also a project on watermelons that was very successful. There were periods when it collapsed when the market was bad, but they learned how to cultivate something else such as tobacco. They got practice, and they built up their self-confidence. And the majority population developed a different attitude. They saw that the Roma weren't just waiting for welfare but were actually producing something. There were lots of similar projects, mostly agricultural. Those continued until the welfare system developed into a structure in which income generation was no longer possible.

You couldn't qualify for welfare if you were involved in income-generation programs?

That's it. When we started these projects, there was no welfare system, or the rules were very vague. But after a while, as the welfare and unemployment benefit system was built up, it became illegal to have another income. If you were eligible for welfare, you had to prove that you weren't going to get income from anywhere else. It made people rely solely on welfare. This change in society introduced the necessity of social safety. And Autonomia couldn't provide social safety or social security. That was another part of Andras's ideology — that we were not

going to support the state. We were only going to support the people in their initiatives.

I always challenged Andras by saying, "What will happen if they have an accident? What if someone is hurt in the forest when using a chainsaw?"

And he said, "We're not going to mother them. It's their risk."

That, ultimately, was a change in Autonomia's attitude. Income is nice, and so is self-employment. But then we started to think of employment and safe situations. Andras was gone by then. He probably doesn't like this change at all. He's a person of adventure. He likes initiatives and ideas and new things. He'd think it was boring that now we have to plan with social security and taxes. He's an anarchist. He doesn't like the state. But we had to put this into our calculations because our local people were defenseless.

Autonomia still gives out loans to local initiatives?

No. And yes. This loan giving was quite successful until the late 1990s when two things happened. The big American foundations started to pull out because they believed that we now have democracy and we don't need them any more. Also, the legal-fiscal environment changed in a direction that made giving loans totally impossible for Autonomia. We asked for a ministry opinion if we can provide loans or not. We were told yes, we can provide loans but only in cases in which they wouldn't be paid back. That was contrary to our ideology — we give loans precisely so that they *are* given back. We didn't want to make a profit on this, but we didn't lose money either through these revolving funds (if you pay back, you can get another loan). We provided loans through another institution for a while but then stopped that as well.

Then the European money came in. There were two fears: that there wouldn't be enough money and that there would be too much money. And the last situation is still the case. The money can't be absorbed. Especially the sort of money targeting the Roma and marginalized and poor people. There is an absorption problem. For the last five years, Autonomia has been providing different sorts of support to local Roma groups that apply for European funds.

It is very complicated to apply for European funds. Everyone needs help, not just Roma.

Yes, it's a general problem. If you look at the map at where the money goes, you see that it doesn't go where it should go — because they don't have the human resources and capitals and ideas there. That's what we're doing — making it possible for locals to access European money. Which is also dangerous. If a big chunk of money falls on your head, even if you are prepared, it's going to change you totally. So, that's what we're fighting with now.

Are there any broomstick examples from this current period?

When we started to apply for funds together, Autonomia was a leader of a consortium. We applied for European moneys to set up workshops and

trainings and employment for Roma. On the one hand, it was a very good example and you can find it written up that Autonomia did a great job — we set up a carpentry workshop, a smithy workshop, a workshop for roof makers. And the whole thing was really wonderful. But. But it is very vulnerable. You bring money and tools, you educate the brains, you make the connections, and you think that you've taken care of everything. We had a brigade that made roofs and was employed by a local entrepreneur, and they were quite popular. We even made a film about it. Everyone was very happy. Until in the other part of the country, in a pub, a Roma person killed someone who was famous, maybe he was a sportsman, I don't remember. It was the butterfly's wings. Suddenly those who asked for the services of these roof makers said, "Don't bring Roma anymore to our houses because they are going to kill us." It's this kind of vulnerability. You try to prepare for everything, but you can't prepare for such a thing. I'd like to give you a positive example. There's a wood factory that creates windows and doors for housing. It's a good example, because it's not providing a yearlong job for everyone. But still they find their ways. They make wooden benches for a local church, and the priest is satisfied with the work. I believe that they will somehow find their niche in the market. We also provided support to an organization that set up an after-school operation. We provided support for the first mentoring after-school operation in this northeastern village. It was quite good. It was so well marketed that in the second round of these projects, it became world famous. They created a network. Of course, we were lucky because they had the skills. But they were lucky because they had our mentoring support. They could absorb a lot of money and deal with 450 children. That was a really positive investment.

It's not just Autonomia. These are cooperative actions. In the first part of the 1990s, it was just us and the locals. Now, a lot of others contribute.

Looking at the Roma situation, despite all the money that has come in, there's an absorption problem. We've also seen a rise in anti-Roma sentiment. And there's less contact between Roma and non-Roma communities. What should have been done or what can be done from this point on to change the situation beyond what you're doing? If you had more money or more access to policymakers — if you had all the power you needed, what would you do?

That's quite a challenge! I can't answer this question in a direct way.

Because you don't think one person can do it all?

Yes. There has to be a real political commitment, not just words but a real commitment that can be felt all the way along that these people are fellow human beings, that we have to live together and trust each other. This should be our mantra. This is the only solution. What is happening in Hungary today — the anti-Roma and anti-Semitic sentiment — we can deal with that. Then there's the doublespeak of the government talking about integration and catching up but the officials still use a language that is anti-

everything that makes life livable. This is not a joke, not something to play with. We need time to sit down and discuss these issues.

My students have in themselves mixed feelings and they are afraid and don't know how to talk about it. They need the time to discuss and ask the questions that bother them. When I am teaching Roma issues, a girl in the class says that her brother is a local policeman in a village and I should believe her that the Roma are horrible. We need time to speak about it. But we don't seem to have the time.

I was talking with [Robert Braun](#) and his argument was that we shouldn't talk about Roma but we should talk about inequality, because talking about just Roma feeds into this notion that they are separate, but talking about inequality somehow brings people together across ethnic lines.

That makes sense. But you continue to come across the viewpoint, even among Roma, that "if I can make why can't he make it? Nobody helped me when I was in trouble, so why should I help others?" Again this is about vulnerability. Those who are a bit better off or have made something of themselves, their achievements are questioned if we speak about inequality.

It's a very American attitude.

Yes, but it's quite widespread here.

When you think back to your perspective around 1989-90, has anything major changed in the way you look at the world?

I started with education and thought that education was everything. I went along different paths and now, again, I think education is everything. In between I thought it was a complex issue and you have to take into account economy and local structures. But lately, I think if you don't do anything with education or you make a mistake with education, then anything you do in the field of economics won't make a difference. When we made the interventions in the wage-earning or income-generation life of people, we thought, "Okay, now everything will change and the children will go to school and they will have a better chance in the local structure if they have more income." That's okay. But still, if there is not solid education at school, nothing will change.

The last three questions are quantitative. When you think back to 1990, and everything that has changed or not changed from 1990 until today, how would you evaluate that for Hungary on a scale from 1 to 10, with 1 being most dissatisfied and 10 being most satisfied?

5.

Same period of time, same scale: but your own personal life?

5.

Looking into the near future, how would you evaluate the prospects for Hungary over the next two or three years, with one being most pessimistic and 10 most optimistic?

2. I think there are reserves, and they last for a while. But I think we are out of our reserves. We had hopes, and it looked like something was moving. But I heard on the radio this morning that a lot of people want to have changes, but still the present government is the most popular. Somehow this desire for change doesn't appear in real-life decisions. That's why I'm pessimistic.

Budapest, May 7, 2013

Interview (1993)

Anna Csongor works with the U.S.-funded and Hungarian-run organization Autonomia, which provides grants in three fields: civil society, environment, and ethnic minorities (primarily Gypsies). She works on Gypsy projects. Aside from PHARE, they are the only organization working on job creation in the Gypsy community (the Hungarian government focuses on education and culture, as does the Soros Foundation). Moreover, there are no comparable organizations that she knows of elsewhere in Eastern Europe.

Autonomia provides two types of grants of up to \$10,000: survival funds to buy land for food production and seed money loans (no-interest, payable after a year) for such projects as pig farming and herb-collecting. They have funded 70 such projects over 2 1/2 years. In the last two months, to improve the rate of success, they have begun a monitoring system including 2 young Gypsy monitors. A typical success was providing a loan to a community group in a small village to grow melons. After the season was over and the harvest was a success, the loan was paid back and the operation is expected to turn a similar profit the following year.

A typical failure was providing a large sum of money to support a buying and selling operation. The money was not accounted for, the operation was never set up, the loan never paid back. In order to counteract prejudices among local ethnic Hungarians, Csongor proceeds very carefully, contacting local governments and local organizations to smooth over any possible tensions. They stay away from the politics of the national Gypsy organizations. Their priority regions: the Northeast around Szabolcs (agricultural) and Miskolc (heavy industry) as well as the South around Pecs (where the Gypsies have a rural tradition). The four priority needs she felt for the Gypsy community were, in no particular order: 1) bookkeeping; 2) basic socializing for living in a modern society; 3) democratic decision-making; 4) dealing with the "gadjo" or the non-Gypsy with greater sympathy.

Most organizations that have good intentions and want to work with Gypsies, she said, have failed because of mutual misunderstanding. In their work, Autonomia makes it clear that the arrangements must be transparent, that it is better for all concerned if loans are paid back, that the aim of the foundation is self-reliance and not charity. Still, it is difficult to

build bridges with the Gypsy community. For even the Gypsy intellectuals and the Gypsy monitors are treated with a degree of suspicion — they have assimilated to a large extent into gadjo society.

Autonomia monitors meeting (1993)

I attended a meeting of the monitors of the Autonomia foundation. As I mentioned in the last report, I am quite impressed with this system. There are six or so monitors (including two Gypsies) who take stock of the various projects either already receiving funds or applying for grants. This meeting, informally held in a pub, involved two major reports: one on a herb-collection project, the other on two groups in one area both looking for money to start up a "social discount center." The first project encountered numerous problems, the final one being the transport company not honoring its contract to deliver the herbs. The second project had problems of a different sort, since two groups were competing to build this center — a sort of retail warehouse with particularly deep discounts for the poor.

Out of the detailed discussion of these two projects, I drew several lessons: 1) beware of the political subcurrents that dominate virtually all Gypsy groups (one could say the same for most groups in Hungary of course) — there are frequently party allegiances at work that are not immediately apparent; 2) be skeptical of membership totals of Gypsy groups for even if accurate they may include children; 3) many Gypsy groups are little more than family structures with very rigid patriarchal lines of authority; 4) the promise of funds can have a fragmenting effect on Gypsy groups (again the same applies to other communities) as units will break away to attract funds just for themselves; 5) successful projects will have a strong demonstration effect — a social discount center in one area will produce proposals for similar projects elsewhere; 6) most proposals suffer from the lack of even the most basic accounting principles."

Quelle: <https://www.johnfeffer.com/funding-roma-autonomy/>; 11.08.2020.

III. Konzeptpapier für den Förderantrag im FB SBE



Hochschule Neubrandenburg
University of Applied Sciences

Rassismuskritische Bildungsarbeit.
Antisemitismus- und Antiziganismuskritik
in Ungarn

Exkursion des FB SBE nach Budapest, 2-
7.03.2020

Konzept

Stand: 17.10.2019

verfasst von Júlia Wéber

unter der Mitarbeit von Sophie Ressin, Kim
Hofeditz, Gabriel Skrotzki und Felix Sugint

Kurzbeschreibung

Die öffentlichen Diskurse über Rassismus, Antisemitismus und Antiziganismus haben seit 2014 eine neue Dynamik entfaltet: Seit 2014 gilt die europäische Freizügigkeit für Rumän*innen und Bulgar*innen, sie können sich in der gesamten EU legal und ohne Einschränkungen niederlassen oder auf Arbeitssuche machen, sieben Jahre nach dem EU-Beitritt der beiden Staaten. Im EU-Raum als offiziell anerkannte Minderheit sind sie mit Rechten ausgestattet, die jedoch in nationalstaatlich gefassten Logiken unterschiedliche Interpretationen zulassen. So kommt es zu widersprüchlichen Deutungen von Freizügigkeit oder auch Migration, die die jeweiligen Akteur*innen vor komplexe Herausforderungen stellen.²⁷

Antiziganismus und Antisemitismus weisen gewisse Parallelen auf, beide Phänomene gehen auf strukturelle und soziale Probleme zurück. Während aber Antisemitismus ausschließlich auf die Ausgrenzung und Diskriminierung von

Jüd*innen gerichtet ist, ist Antiziganismus eher als eine Art Weltanschauung aufzufassen, die Ressentiments gegen v.a. Sinti*ze und Rom*nja bündelt, welche aber auch auf soziale benachteiligte Bevölkerungsgruppen ausgeweitet werden können (vgl. Marsovszky 2015: 19).

Im Rahmen des Blockseminars „Rassismuskritische Bildungsarbeit“ vom 16-18. September 2019 unter der Leitung von Prof.´in Dr. Júlia Wéber, Professur für Migrationsgesellschaft und Demokratiepädagogik und der Ko-Dozentin Dr. Constanze Jaiser, Leiterin des Projektes zeitlupe | Stadt.Geschichte & Erinnerung, RAA Pädagogische Werkstatt MV e.V. wurden theoretische Ansätze und Methoden rassismuskritischer Bildungsarbeit mit einem Schwerpunkt auf Antiziganismus- und Antisemitismuskritik und deren Verschränkungen einführend behandelt. Eine Reflexion eigener Haltungen und Wissensbestände wurden durch Übungen angeregt. Einen fundierten Einblick in einschlägige Arbeitsfelder in Neubrandenburg boten am zweiten Seminartag in der RAA Pädagogischen Werkstatt in der Neubrandenburger Oststadt Dipl. Sozialpädagogoge Thomas Evers, Leiter des Projekts Ein Quadratkilometer Bildung Neubrandenburg sowie Dr. Constanze Jaiser. Am dritten Seminartag stand eine kritische Auseinandersetzung mit Antiziganismus und Antisemitismus im Fokus und es erfolgten erste Planungsschritte einer Exkursion nach Budapest, Ungarn.

In Europa wie in Ungarn bilden die größte Minderheit die Sinti*ze und Rom*nja, wobei in Ungarn der Begriff Rom*nja als allgemeiner Sammelbegriff gilt (vgl. ebd.:

²⁷ Riesbeck 2014.

21).²⁸ Die in Ungarn lebenden Sinti*ze und Rom*nja werden mit weiteren Gruppen zum „Zigeunertum“ gezählt.²⁹ Antiziganismus gehört in Ungarn zu den virulentesten Ressentiments, ein kritisches Bewusstsein für Antiziganismus in der Gesellschaft ist kaum vorhanden (vgl. ebd.).

Sechs Jahre nach dem EU-Beitritt hat Ungarn mit der Verabschiedung der neuen Verfassung 2010 das politische Verständnis als (völkisch definierte) Nation markiert (vgl. ebd. 2015: 7). Die Ansichten der neuen Rechten konnten sich in Ungarn in den letzten Jahren, durch die Orbán-Regierung und rechte Bewegungen befördert, im öffentlichen Raum zunehmend verbreiten. Den ideologischen Kern bildet neben klassischen Elementen des Rassismus und der gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit ihre völkische, ethnopluralistische Sicht einer durch Nationen getrennten Menschheit und einer Dominanz der „Magyaren“ in Ungarn – der Selbstbegriff ungarischer Nationalisten für eine „ethnisch reine“ ungarische Volksgemeinschaft. Einhergehend damit wird eine Rechtfertigung der Ideologien und Relativierung der Verbrechen gegen, aus Sicht der Nationalist*innen, nicht-ungarische Menschen propagiert, die in Berufung auf den Blut- und Bodenmythos und den damit verbundenen Besitzanspruch der „Magyaren“ auf die

²⁸ Als Rom*nja wird die Gruppe von Menschen bezeichnet, deren Sprache (beziehungsweise die ihrer Vorfahren) sich auf das indogermanische Romanes zurückverfolgen lässt. Die genaue Zahl der Rom*nja lässt sich schwer beziffern. Die EU-Kommission geht von zehn bis zwölf Millionen Roma in Europa aus, davon leben sechs Millionen in den Mitgliedstaaten der EU (Riesbeck 2014). Laut der im Januar 2019 veröffentlichten Untersuchung der Universität Debrecen hat sich in den letzten dreißig Jahren die Bevölkerung der Sinti und Roma in Ungarn von

Besiedlungsregion Ungarn die Existenzberechtigung der aktuellen politischen Situation darstellen soll.

Hinsichtlich dessen ist Ungarn als Teil der europäischen Union ein essenzieller Bestandteil dieser Wertegemeinschaft und hat sich dieser verpflichtet. Die Grundlegenden Werte dieser sind die Achtung der Menschenwürde, Gleichheit, Demokratie, Freiheit, Rechtsstaatlichkeit und die Wahrung der Menschenrechte; einschließlich der Personen, die einer Minderheit angehören. Trotz dieser Verpflichtungen Ungarns, ist es zu einer Entwürdigung des Demokratiebegriffes innerhalb des ungarischen Staates gekommen. In Bezug darauf halten wir es für elementar, mit Universitäten, Institutionen der Sozialen Arbeit/Berufspädagogik, aber auch mit Personen des öffentlichen Lebens in einen nachhaltigen Austausch zu treten.

Rassismus und antidemokratisches, faschistoides Gedankengut sind seit Jahrzehnten in der politischen und gesellschaftlichen Landschaft Ungarns vertreten, und sind dementsprechend als stark verfestigte, über Generationen hinweg ausgeprägte Strukturen anzutreffen. Vor allem für Akteur*innen der Sozialen Arbeit/Berufspädagogik ist es von großer Wichtigkeit, sich mit Systemen auseinanderzusetzen, in denen bestimmte Gruppen strukturiert unterdrückt oder benachteiligt werden. Im Laufe der

400.000 auf 876.000 mehr als verdoppelt. Die empirische Datenerhebung fand zwischen 2010-2013 in allen Gemeinden Ungarns statt und belegt eine Zunahme des Anteils der Sinti*ze und Rom*nja von 3,7 auf 8,8 Prozent an der Gesamtbevölkerung, wobei die höchsten Anteile in Dorfgemeinschaften im Nordosten Ungarns nachgewiesen werden, aber auch in Budapest lebt ein zunehmend gewichtiger Anteil der Rom*nja- und Sinti*ze-Bevölkerung (Pénzes/Tátrai/Pásztor 2018).

²⁹

Exkursion in Budapest kann durch die Begegnung mit historischen Zeitzeug*innen und der Auseinandersetzung mit den strukturellen Begebenheiten innerhalb der ungarischen sozialen Hilfesysteme ein Verständnis der Heterogenität von Hilfeangeboten entwickelt werden. Ein solches Verständnis ist für die reflexive Arbeit von professionellen

Sozialarbeitenden/Berufspädagog*innen von bedeutender Relevanz. Künftig bleibt es dem Professionsverständnis immanent mit unterdrückten, sowie marginalisierten Bevölkerungsgruppen gemeinsam Inklusion gesellschaftlich zu verwirklichen. In Anbetracht der derzeit weltweit erstarkenden Xenophobie ist es von höchster Bedeutung, emanzipiert mit Betroffenen und Täter*innen umzugehen. Die Durchsetzung der Vertragskriterien in Hinblick auf die Demokratisierung innerhalb Ungarns als EU-Mitglied ist derzeit äußerst schwierig, so erhalten soziale, grenzübergreifende Projekte, sowie die Aufrechterhaltung von internationalen Kontakten eine noch größere Bedeutung. Unsere Exkursion betrachten wir somit als einen Bestandteil einer großen gesamteuropäischen Aufgabe.

Dabei stehen u.a. folgende Fragen im Fokus:

- Wie gestaltet sich die Aufarbeitung der ungarischen Beteiligung an den Geschehnissen des zweiten Weltkrieges und welche Rolle kann die Soziale Arbeit bzw. Berufspädagogik in diesem Kontext übernehmen?
- Wie werden die rassistischen Übergriffe auf „Minderheiten“ von den Akteur*innen Sozialer Arbeit/Berufspädagogik und zivilgesellschaftlichen Initiativen wahrgenommen und welche Handlungsmöglichkeiten werden seitens dieser formuliert?

- Wie sehen Professionelle Sozialer Arbeit/Berufspädagogik ihre Profession und Aufgaben unter den aktuellen restriktiven Bedingungen?

- Welchen Austausch gibt es zwischen den Akteur*innen und Ansätzen der solidarischen Initiativen und den Professionellen sowie Methoden und Theorien in der Sozialen Arbeit/Berufspädagogik in Ungarn?

- Wie wird Soziale Arbeit/Berufspädagogik als Akteurin gesellschaftlichen Wandels in Ungarn wahrgenommen? Welche Professionalisierungsperspektiven schließen sich hier an?

Ziele der Exkursion

- Ausbau der internationalen Kommunikation zwischen Hochschulangehörigen und Akteur*innen der Zivilgesellschaft als Verantwortliche für die Durchsetzung von Menschenrechten, Demokratisierung und Gleichberechtigung, mit dem Wegfall von Gesetzen zum Schutz von Minderheiten und Diskriminierten
- Einschätzungen zu der Menschenrechtseinhaltung/-Verletzung in dem Diskurs: Diskriminierung innerhalb Europas vor Ort sammeln
- einen fachlich fundierten Austausch zwischen Studierenden der Sozialen Arbeit/Berufspädagogik in Neubrandenburg und Sozialarbeiter*innen/Berufspädagogen*innen in Budapest anstoßen
- solidarische Strukturen in Budapest kennen lernen, um daraus methodische und berufspolitische Ansätze und Forderungen für die Soziale Arbeit/Berufspädagogik in Deutschland abzuleiten
- Unterschiede und Gemeinsamkeiten zwischen privaten und staatlichen Organisationen in Ungarn herausarbeiten
- Auf der Mikroebene der Frage nachgegangen, wie Einzelpersonen und

Familien in vulnerablen Lebenslagen ihren Alltag erleben und deuten

- Auf der Makro-Ebene lässt sich angesichts der „Entleerung des Demokratiebegriffs“ (ebd.: 56) die Suche nach „Strategien zur Demokratisierung“ (ebd.) fortsetzen – Wo lässt sich in diesem Kontext die Soziale Arbeit als Profession verorten?

- Mit- und Ausgestaltung und Reflexion möglichst hierarchie-ärmer Gruppenprozesse

- Vertiefung methodischer, sozialer und Fachkompetenzen für die projektorientierte soziale Hilfe, die in allen Handlungsfeldern von Sozialer Arbeit/Berufspädagogik von Relevanz ist und nutzbar gemacht werden kann.

- eigene professionelle Identität ausbauen in Bezug auf rassismuskritische Bildungsarbeit

- Umgang mit unterschiedlichen Zielgruppen und deren heterogener Herkunft und Meinungskultur

- Netzwerkarbeit von Bildungseinrichtungen und Gewinnung von internationalen Projekten für Deutschland und die Etablierung an Berufsfachschulen

Budapest als Zielort der Exkursion

Nicht nur die jüngsten Landtagswahlergebnisse im September 2019, sondern auch der Anschlag auf die Synagoge in Halle/Saale im Oktober 2019 machen es unumgänglich, sich im Rahmen von Hochschulbildung Rassismus- und Antisemitismuskritik in Migrationsgesellschaften von Europa zu verhandeln. In Bezug auf Ungarn bestätigt sich die Annahme, dass eine Radikalisierung der Gesellschaft und völkisches Gedankengut, vor allem durch die Unterstützung rechtsextremer politischer Akteur*innen, etabliert und normalisiert wird. Eine jahrzehntelange Rechtsentwicklung Ungarns zeichnete sich

in den Wahlsiegen der völkischen Parteien, des *Fidesz* und der Christlich-Demokratischen Volkspartei einerseits und der rechtsradikalen Partei *Jobbik* andererseits, ab (Spengler et al. 2018). Differenzierend ist zu betrachten, dass in Ungarn nicht von linker und rechter Parteilichkeit in Analogie zur deutschen Parteienlandschaft ausgegangen werden kann, sondern von völkisch und nicht völkischen Kräften.

Seit den Wahlen 2010 regiert, gewählt durch eine überwiegende Mehrheit, eine völkische Regierung, die eine Ansammlung neuer Gesetze veranlasste. Am 01.01.2011 trat das neue Mediengesetz in Kraft, welches Medien durch eine neu geschaffene Medienbehörde der staatlichen Kontrolle unterwirft. Ein Jahr später wurde das neue Grundgesetz verabschiedet, indem die Selbstbeschreibung als Republik gestrichen wurde. Der wichtigste Rahmen des Zusammenlebens Ungarns sind seit dieser Neufassung Familie und Nation, wobei unter Familie ausschließlich die Ehe zwischen Mann und Frau und unter Nation die ethnisch-völkische Kulturnation verstanden werden. Damit steht der Schutz der Nation über der Unantastbarkeit der Menschenwürde und über der Freiheit des Individuums. Die sogenannte „Roma-Strategie“ bzw. „Nationale, gesellschaftliche Aufholstrategie“, November 2010 veranlasst, beinhaltet, dass ein Großteil der in Armut lebenden Bevölkerung in Ungarn zu den Rom*nja gehöre und der Kampf gegen die Armut deshalb nicht von der sich gegen Rom*nja gerichtete Politik getrennt werden kann. Dass Rom*nja anhand von verallgemeinernden Mustern und Zuschreibungen und nicht durch (Selbst-)Identifikation, kategorisiert werden, bedeutet, dass Diskriminierung nicht auf die diskriminierende Absicht

zurückgeführt wird, sondern auf die vermeintliche Abstammung und in der Argumentation der völkischen Bewegung damit verbundenen Eigenheiten der diskriminierten Person. Hier findet eine Täter*innen-Opfer-Umkehr statt und rassistisches Gedankengut wird reproduziert (Marsovszky 2015).

Budapest, die Hauptstadt Ungarns mit knapp zwei Millionen Einwohner*innen, ist das politische, wirtschaftliche und kulturelle Zentrum des Landes. Die Stadt ist auch der bedeutendste Bildungsstandort mit über zwanzig Hochschulen, wovon mehrere eine bedeutende Rolle auch in der internationalen Hochschullandschaft einnehmen (z.B. Andrassy Universität, ELTE Universität, Semmelweis Universität). Sowohl die jüdische Gemeinde bzw. das jüdische Leben, als auch das kulturelle Erbe der Rom*nja- und Sinti*ze-Bevölkerung prägen seit Jahrhunderten das gesellschaftliche Zusammenleben.

Das Exkursionsprofil

Die Aktualität, sich in Lehre und Forschung Rassismus und Rassismuskritik im Rahmen von Sozialer Arbeit, Beratung und Berufspädagogik für soziale Berufe zuzuwenden, wird anhand der im August 2019 veröffentlichten Jenaer Erklärung deutlich. Die Kernbotschaft lässt sich mit dem Satz beschreiben: „Das Konzept der Rasse ist das Ergebnis von Rassismus und nicht dessen Voraussetzung.“ (...) Die Erkenntnis, dass es keine Rassen gibt, ist wissenschaftlich bewiesen – doch sind alle kapitalistisch organisierten sog. modernen Gesellschaften durch Rassismen durchzogen und die allgegenwärtigen Rassismus-Phänomene und zum Teil auf Rassismus zurückzuführenden gesellschaftlichen Verhältnisse begründen eine pädagogische Auseinandersetzung mit dem Phänomen als unerlässlich.

Sechs Jahre nach dem EU-Beitritt hat Ungarn mit der Verabschiedung der neuen Verfassung 2010 das politische Verständnis als (völkisch definierte) Nation markiert (vgl. Marsovszky 2015: 7). Durch völkische Regierungstendenzen, welche Ungarn als „arbeitsbasierte Nation“ und „illiberaler Staat“ bezeichnet, wurden durch Gesetzesänderungen und deren Durchsetzung klare antiziganistische, rassistische und diskriminierende Handlungsrouninen etabliert. Davon betroffen sind einerseits Gruppen, die zunehmend einer Marginalisierung ausgesetzt sind, wie Obdachlose und Menschen mit Beeinträchtigungen. Aber auch Rom*nja gehören zu den Minderheiten, die als *nicht-völkisch* angesehene Bevölkerungsgruppen Ungarns Ausgrenzung erfahren. Die Regierung Ungarns sagt sich von den Werten der europäischen Union los, um Ungarn global wettbewerbsfähig zu machen. Trotz dessen werden von der EU finanzierte Projekte für demokratische Bürgerrechtsarbeit genutzt, jedoch um eine Gruppe hervorzubringen, die loyal zur gegenwärtigen Regierung steht und die perspektivisch als Multiplikator die völkische Idee verbreitet.

Der Fokus der Exkursion richtet sich auf die Profession und Praktiken Sozialer Arbeit im Kontext der jüngsten sowie dem Bildungssystems Ungarns, liegen und es soll im Rahmen der Exkursion vor Ort betrachtet werden, ob adäquate professionelle Arbeit, im Sinne von bzw. mit marginalisierten und diskriminierten Gesellschaftsgruppen stattfindet. Im weiteren Verlauf soll die Art und Weise von Möglichkeiten der Intervention, in den strukturellen Gegebenheiten, untersucht werden. Zielgruppen der sozialen und berufspädagogischen Arbeit wurden nur in Verbindung mit einem mit der völkischen Politik kongruenten Verhalten

Hilfeansprüche zu gesagt. Demnach steht die antiziganistische, rassistische Sozialpolitik im direkten Vergleich zu der Sozialpolitik Deutschlands. Der Homogenisierungsdruck auf die Andersdenkenden nimmt stetig zu, weshalb wir im Sinne unserer Exkursion den konkreten Umgang mit Menschen, die aufgrund dessen aus dem sozialen Netz fallen und keine Existenzgrundlage haben, zu erleben wünschen. Immanent für die Berufspädagogik ist auch die gleiche Prozentzahl der antiziganistischen Segregation von Kindern in Ungarn im Schuljahr 2007/08 mit dem nationalsozialistischen Deutschland nach der Machtergreifung Hitlers. Diese Prozentzahlen sind in Deutschland zu dieser Zeit bei etwa sieben Prozent gewesen und in Ungarn bei 7,1 Prozent. Der europäische Durchschnitt liegt in etwa bei 2,5 Prozent.

Im Rahmen der Exkursion wird mit folgenden Institutionen, Organisationen und Personen zusammengearbeitet:

- 1) Faculty of Social Sciences und Department of Cultural Anthropology der Eötvös Loránd University

Die *Eötvös Loránd University* ist die größte staatliche Universität Ungarns mit einer fast 400-jährigen Geschichte mit Hauptsitz in Budapest. Die *Faculty of Social Sciences* bietet eine Reihe von Studiengängen in dem Fachgebiet der Sozialwissenschaften mit einer Mischung von theoretischen und empirischen Ansätzen an. An der Universität unterrichten international angesehene Professionelle und Theoretiker*innen der Sozialwissenschaften. Seit September 2019 liegt uns sowohl ein Kooperationsangebot seitens der Studiengangsleitungen von BA und MA Soziale Arbeit (Dr. Anna Csongor) als auch

BA und MA Kulturanthropologie (äquiv. Ethnologie im DE) (Prof. ass. Csaba Prónai) vor.

<https://tatk.elte.hu/en/organisation/DepCulturalanthropology>; <https://tatk.elte.hu/en/office>.

2) UCCU Budapest

Der achte Bezirk, ein Stadtteil in Pest mit einem hohen Bevölkerungsanteil von Sinti*ze und Rom*nja, wird seit Jahrzehnten von ihrem kulturellem Schaffen und ihren Lebenswelten geprägt. Um weitverbreitete Vorurteile gegen Sinti*ze und Rom*nja aufzubrechen und über das kulturelle Leben aufzuklären, bietet die 2010 gegründete UCCU Budapest partizipative Führungen durch den achten Stadtbezirk an, unter der Leitung von Angehörigen der Rom*nja- und Sinti*ze-Bevölkerung.

<https://www.uccusetak.hu/en/setavezetok/>

3) Igazgyöngy Stiftung/ Real Pearl Foundation

Nach der Gründung der Stiftung Perle 2010 in Berettyóújfalu (Ostungarn) und der Etablierung einer Zeichenschule dort sind mittlerweile 20 Standorte in ganz Ungarn eröffnet. Die Stiftung zielt auf die Chancenverbesserung von Kindern aus soziökonomisch eher benachteiligten Lebenslagen durch Zugänge zur freien und kreativen Entfaltung. Zeitgleich macht die Stiftung durch kreative und spielerische Projekte auf die Probleme der Kinder aufmerksam mit dem Ziel, mehr Teilhabechancen für die von Armut und Ausgrenzung bedrohten Kindern zu ermöglichen.

<https://igazgyongyalapitvany.hu/en/home/#>

4) Judit Varga-Hoffmann und Dr. Diana Groó

Die Ko-Dozentin des Basisseminars, Dr. Constanze Jaiser, realisierte in den letzten Jahren mehrere Projekte mit

Jugendlichen und jungen Erwachsenen und der Holocaust-Überlebenden und in Budapest lebenden Zeitzeugin Judit Varga und ihrer Enkelin, der Regisseurin und Filmemacherin Dr. Diana Groó. U.a. stand Frau Varga 2017-18 mit jungen Menschen aus der Regionalschule in der Oststadt Neubrandenburgs im Dialog über die Ausgestaltung von Gedenken und Erinnern an die Opfer der NS-Diktatur in der Region Mecklenburgischen Seenplatte. Die Spurensuche der Jugendlichen am Erinnerungsort Rechlin-Rätzow wurde im partizipativen Filmprojekt „Wenn wir nicht erinnern, wer dann?“ von C. Jaiser und der Leiterin der RAAbatz Medienwerkstatt (RAA MV), Anja Schmidt, begleitet. Der Film war am 25.09.2019 im Rahmen der Veranstaltungsreihe „30 Jahre Friedliche Revolution – Quo vadis Demokratie?“ im Programm kino Latücht zu sehen.

www.zeitlupe-nb.de ; www.raabatzt.de

5) Das European Roma Rights Centre
Das ERRC ist eine Organisation in Budapest (Ungarn), die sich mit den Angelegenheiten der Rom*inja und Sinti*ze in Europa befasst. Das ERRC wurde 1996 gegründet und wird von einem internationalen Komitee geleitet. Sie engagiert sich vor allem auf rechtlichem Weg gegen antiziganistische Handlungen sowie gegen Vorurteile und Diskriminierung. Darüber hinaus gehören Policy-Gestaltung ebenso wie die Schulung von Multiplikatoren in der Menschenrechtsarbeit zu ihren Haupttätigkeiten. Das ERRC wurde 2009 mit dem Gruber Justice Prize ausgezeichnet.

6) Schulen/Bildungseinrichtungen
Ein detaillierter Wochenplan mit Reflexionsformaten wird bis Ende Dezember 2019 im Gruppenprozess dialogisch erarbeitet.

Nachhaltigkeit der Exkursion

Die Exkursionsgruppe strebt an, die fachlichen Erkenntnisse der Exkursion längerfristig zu nutzen. Deshalb gründet sich eine Arbeitsgruppe mit dem Ziel, die Darstellung, sowie Vor- und Nachbearbeitung der Exkursion zu veröffentlichen, um auch anderen Studierenden den Erkenntnisprozess offen zu legen und nutzbar zu machen.

Außerdem ist die Exkursion darauf ausgelegt, eine europaweite Vernetzung von

Sozialarbeiter*innen/Berufspädagog*innen aus Profession und Disziplin zu bestärken und Solidarität und Demokratie über Grenzen hinweg praktisch umzusetzen. Es geht um einen fachlichen, partizipativen und ebenbürtigen Austausch, unter der aktiven Beteiligung aller Teilnehmenden. Wir hoffen Kontakte, zu Institutionen und der Hochschule in Budapest herzustellen, an die auch nachfolgende Studierendenkohorten an der Hochschule Neubrandenburg anknüpfen können. Im Zuge dessen ist es auch unser Ziel, die Thematik der Exkursion an der Hochschule Neubrandenburg beizubehalten und jährlich / zweijährlich eine Reise zu organisieren, um die Netzwerke auf diese Weise kontinuierlich zu verbessern. Auch sind wir sehr daran interessiert, Dialogpartner*innen für einen Gegenbesuch in Neubrandenburg zu gewinnen und streben einen langfristigen Austausch von Studierenden und Professionellen an.

Herausbildung des Projektes, Entscheidungsfindung, Gruppenstruktur

Die Exkursion ist nicht nur ein Angebot für Studierende Sozialer Arbeit/Berufspädagogik, sondern ist ein konkretes von Studierenden gestaltetes und geplantes Projekt. Prof. in Dr. Júlia

Wéber und Dr. Constanze Jaiser führten Anfang des WS 19/20 das oben genannte Blockseminar für B.A. Soziale Arbeit/Berufspädagogik, Studierende des fünften Semesters, durch. In dessen Verlauf eröffnete sie die Perspektive auf eine Exkursion nach Ungarn und stieß die gemeinsame Projektentwicklung im Seminar an. Es hat sich zunächst aus dem Seminar heraus eine Gruppe interessierter Studierender gefunden, die an der Durchführung einer Exkursion interessiert ist und die Organisation des Projektes betreibt. Die Gruppe der zwölf Teilnehmenden wird im Oktober 2019 für weitere Studierenden aus dem Fachbereich Soziale Arbeit, Bildung und Erziehung geöffnet.³⁰

Prof. Dr. Júlia Wéber übernimmt in der Seminargruppe eine nahezu gleichrangige Position, wie alle anderen Studierenden und fungiert nicht (mehr) als Leiterin im Rahmen der Vorbereitung, Durchführung und Nachbereitung der Exkursion.

Die Projektgruppe arbeitet basisdemokratisch, trifft Entscheidungen im Konsens, um möglichst die Interessen und Wünsche aller mit ein zu beziehen, Bedenken und Kritik nicht zu übergehen, und sich in Aushandlungsprozessen, Diskussionen und hierarchie-ärmer Entscheidungsfindung zu üben. Außerdem hat sich die Projektgruppe für die Organisation der Exkursion (bzw. und für die Nachbereitung) in verschiedene Arbeitsgruppen (AGs) aufgeteilt, die auf Grundlage der konsensualen Entscheidungen (Grundkonsens) arbeiten. Durch diese Arbeitsteilung kann die Gesamtverantwortung geteilt und von allen Teilnehmenden getragen werden, außerdem können je persönliche

Ressourcen und Stärken der Teilnehmenden (wie z.B. Erfahrungen in Organisation, Sprachkenntnisse, Ortskenntnisse, Beziehungen, Wissen um/Erfahrung mit Förderanträgen, fachspezifische Kenntnisse, usw.) mit eingebracht und für die Gruppe nutzbar gemacht werden. (Privilegien/Wissen/Erfahrung teilen). Die AGs können und sollen außerdem einen Handlungs- bzw. Entscheidungsspielraum innerhalb des Gruppenkonsenses nutzen, um effektiv und schnell arbeiten zu können. Regelmäßige Treffen (14-tägig) der Projektgruppe garantieren dennoch Transparenz über den Stand der Organisation, sodass auch ggf. entstehende Probleme (z.B. mit Projektpartner*innen/Förder*innen, o.Ä.) gemeinsam gelöst werden können. (Allerdings ist es nicht notwendig, dass alle Teilnehmenden verpflichtend an diesen Treffen teilnehmen, solange wenigstens ein*e Delegierte*r jeder AG anwesend ist.) Durch die oben beschriebene Struktur der Gruppe soll eine Gruppendynamik entstehen, die nicht ausschließend ist, Spielräume für jede*n bietet und einem solidarischen Gedanken folgt. Der Machtkonzentration, Überforderung oder Überlastung durch zu viel Verantwortung für eine Person soll vorgebeugt werden, stattdessen können eigene Ressourcen mit eingebracht und für die Gruppe nutzbar gemacht werden. Für alle Teilnehmenden soll ein Spielraum entstehen, sich auszuprobieren und Verantwortung für das eigene Handeln zu tragen, in dem jedoch Fehler gemacht und durch die Gruppe ausgehalten bzw. kompensiert werden können.

³⁰ Mit einem einseitigen Motivationsschreiben (Umfang: max. 2500 Zeichen inkl. LZ) können sich Studierende des FB SBE im Zeitraum von

15.10.-31.10.19 auf die verbleibenden acht Plätze bewerben.

So soll im Austausch und in gegenseitiger Unterstützung mit der AG/Großgruppe Lernen (von Organisation) mit wenig Druck möglich sein und alle sollen die Möglichkeit haben Erfahrung (auch ohne Vorerfahrung) zu sammeln. Selbstwirksamkeit und Selbstbewusstsein aller Teilnehmenden können gestärkt werden. Die Projektdurchführung bietet die Möglichkeit, dass die Teilnehmenden, durch ihre Projektbeteiligung, neben der thematischen Ausrichtung zum Thema Migration, auch basisdemokratische Methoden kennenlernen und für ihre berufliche Tätigkeit, Alltagsorganisation oder ehrenamtliches Engagement nutzbar machen und weitergeben können.

Literatur:

Marsovszky, M. (2015): Verfolger und Verfolgte. Antiziganismus in Ungarn. Leipzig: RLS Sachsen.

Pénzes, J./ Tátrai, P./ Pásztor, I. Z. (2018): A roma népesség területi megoszlásának változása Magyarországon az elmúlt évtizedekben./Changes in the Spatial Distribution of the Roma Population in Hungary During the Last Decades. Debreceni Egyetem. In: Területi Statisztika, 2018, 58(1): 3–26; DOI: 10.15196/TS580101

Riesbeck, P. (2014): Keine Hoffnung, nirgends? Was Europa für die Roma tut. Europa und seine Unfähigkeit, mit seiner größten Minderheit umzugehen. In: Bpb (Hrsg.): Dossier Sinti und Roma in Europa (online veröff.) URL: <https://www.bpb.de/internationales/europa/sinti-und-roma-in-europa/179528/keine-hoffnung-nirgends-was-europa-fuer-die-roma-tut?p=1> (12.10.19)

Spengler, F./Friedrich, M.A./Spengler, F./Bauer, B. (2018): Länderporträt Ungarn. Die rechtsextreme Partei Jobbik und die Situation des politischen Extremismus in Ungarn. Sankt Augustin: Konrad-

Adenauer-Stiftung e.V. URL: <https://www.kas.de/web/extremismus/ungarn> (16.10.19).

IV. Beispiele aus den Seminarbeiträgen: Biografische Zugänge im Rahmen von Antiziganismuskritischer Bildungsarbeit

Anmerkung: Alle Studierenden haben sich im Rahmen des Seminars mit biografischen Zugängen beschäftigt, die ein breites Themenspektrum im Kontext von Antisemitismus- und Antiziganismuskritik eröffneten. Zwei Beispiele sollen hier stellvertretend vorgestellt werden.

Erna Lauenburger – Verfolgt als „Zigeunerin“

Geschrieben von Josephine (Fine) Schallehn

Erna Lauenburger 1920 – 1943

- Wuchs auf in Berlin-Wedding, einer damals typischen Arbeitergegend
- Familie belastet von finanziellen Sorgen, Erna hatte jedoch eine glückliche und unbeschwerte Kindheit
- 1930 Umzug der Familie nach Magdeburg, mussten im „Zigeunerlager“ wohnen
- Bekam mit ihrem Freund Otto ein Mädchen als sie 18 war, Otto war bei der Geburt jedoch bereits im KZ Buchenwald
- Durfte wegen Zwangsaufgabe der Polizei Lager nicht verlassen
- 1. März 1943 Deportation nach Auschwitz
- Starb mit ihren Töchtern im KZ



- Mein erster Gedanke bei der Ausarbeitung war, dass ich mich ein Stück weit mit Erna identifizieren kann – Alter, ebenfalls in Berlin geboren, lebensfroher Mensch
- Schockierend, dass die Vorurteile über Sinti und Roma von den Nazis verbreitet worden sind und bis heute gesellschaftlichen Bestand haben
- Erna als Buchfigurvorlage („Ede und Unku“): fiel der Bücherverbrennung 1933 zum Opfer
- Besonders tragischer Tod, übermittelt von einer Zeugin im KZ: war wie von Sinnen als Tochter starb und begann wild zu tanzen, singen, lachen und bekam vom SS-Arzt Dr. Mengele eine tödliche Spritze

Fiktiver Brief von Erna an Otto:

»Mein geliebter Otto, Ich bete, dass ich diesen Brief eines fernen Tages zu Papier bringen kann. Bis jetzt existiert er nur in meinem Kopf. Doch ich muss dir einfach die Dinge sagen, die ich unserer Maria nicht sagen kann, denn für sie muss ich stark bleiben. Wenn sie sieht, dass ihre Mama schon fast alle Hoffnung verlassen hat, gibt es endgültig keine Rettung mehr. Fünf Tage sitzen wir jetzt schon zusammengepfercht im Zug nach weiß Gott wohin. Der Durst ist das schlimmste. Sogar mein Hunger wird davon überschattet. Das bisschen trocken Brot, was mir heimlich meine Tante in die Rocktasche steckte bevor wir in den schon übervollen Waggon gedrängt wurden, hat Maria schon in der ersten Nacht aufgegessen. Für mich blieb nichts übrig, aber auch wenn ich zehn Brotlaibe besäße, so würde ich sie alle dem Kind geben. Jedoch macht uns die Knappheit an Essen inzwischen herzlich wenig zu schaffen. Der Durst ist lauter. Sie rationieren das Wasser so knapp, dass es erbarmungswürdiger gewesen wäre, hätten sie uns einfach von vorneherein verdursten lassen. So ist es einigen auch gegangen, die Körper haben wir aus dem Fenster geworfen, weil wir Platz schaffen mussten. Einige trinken den Urin, der aus den Notdurftöpfen auf den klebrigen Boden und auf uns schwappt. Maria habe ich davon abhalten können, denn ich habe Angst, sie könne sich mit einer Krankheit anstecken. Wenn wir jedoch nicht bald ankommen, weiß ich mir auch nicht mehr anders zu helfen. Was würde ich um einen Tropfen Wasser für mich und mein Kind geben. Die Stimme erstickt in der staubtrockenen Kehle und ich fantasiere von tiefen Brunnen und gigantischen Seen mit eiskaltem, glasklarem Wasser. Maria weint nicht mehr und das macht mir am meisten Angst. Sie sitzt nur noch da und starrt an die Decke oder schläft, wobei ich ständig überprüfe, ob sie noch atmet. So wie Maria geht es den meisten. Am Anfang waren alle aufgereggt, haben geweint und geschrien. Nun herrscht eine alles erdrückende Stille im Abteil. Alle paar Stunden erlebt jemand einen inneren Ausbruch und fängt an, wilde Worte zu rufen oder zu lachen. Keiner reagiert und dann ist die Stille wieder da. Zum Reden fehlt die Kraft, denn wir können kaum Luft holen. Das bisschen Sauerstoff was uns bleibt, ist verseucht von Blut, Schweiß, Erbrochenem, Kot und Urin. Ich habe versucht, Maria eine Decke aus meiner Jacke und Bluse zu machen, jedoch war auch dieses provisorische Bett bald durchtränkt von der teuflischen Suppe. Gerne würde ich meinem Kind zumindest das Gesicht sauberwischen, ich verschmiere den Dreck aber nur noch mehr, wenn ich ihre spröde Haut berühre. Der Dreck ist überall, ich kann ihn sogar schmecken, er hat sich auf meine Zunge gelegt. Ich erhasche einen flüchtigen Blick durch das Fenster. Draußen zwitschern die Vögel und der Himmel ist mit einem hellen blau bemalt. Sattgrüne Bäume versperren mir die Sicht, weit entfernt meine ich jedoch, Stacheldrahtzäune zu erkennen. Der Zug wird langsamer.«

Quelle: „Du bist anders?“ Eine Online-Ausstellung über Kinder und Jugendliche in der Zeit des Nationalsozialismus, www.dubistanders.de (11.02.2021). Hrsg. v. der Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas (Projektleitung: Dr. Constanze Jaiser)

Sándor Hoffmann

Screenshots zu seiner Biografie

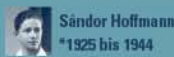




sándor

INTERESSIERTE SICH
SCHON FRÜH FÜR
MATHE UND TECHNIK ...

DU
BIST
anders?



Sándor Hoffmann
*1925 bis 1944

WER? INFO

WANN? ZEITLEISTE

WAS? LEXIKON



ZEIGEN, WAS ICH DENKE



Sándor wuchs behütet auf ...

Sándor Hoffmann wurde 1925 in Ungarn geboren. Seine Eltern nannten ihn liebevoll »Sanyi«. Die Familie lebte in Steinamanger, einer Stadt an der Grenze zu Österreich. Es ging Ihnen gut. Sándors Vater war Teilhaber einer Essigfabrik, ein Familienbetrieb. Dann kam das Jahr 1929; Weltwirtschaftskrise. Viele Menschen stürzten in Armut und Arbeitslosigkeit. Es waren chaotische Zeiten. Auch Sándors Familie blieb nicht verschont: Die Essigfabrik ging bankrott. Damit war Ihnen die Lebensgrundlage unter den Füßen weggezogen. Was nun? Sándor, damals gerade fünf, fand sich bei seinem Großvater in Groß-Kanizsa wieder. Dorthin war die Familie gezogen, weil Sándors Vater im großen Warenhaus des Großvaters Arbeit fand. Damit hatte Familie Hoffmann, im Gegensatz zu vielen anderen, noch einmal Glück gehabt. Sándor und seine zwei Jahre jüngere Schwester Judit wuchsen heran. In Nagykanizsa besuchten sie auch die jüdische Elementarschule.

In Ungarn gab es einen starken Antisemitismus, der sich je nach politischer Situation mal stärker, mal schwächer äußerte. Menschen jüdischen Glaubens durften nicht immer das werden, was sie wollten: Quoten und Begrenzungen schränkten ihren Berufswunsch ein. Bereits 1920, Sándor war noch gar nicht geboren, ließ Staatsoberhaupt Miklós Horthy die Anzahl der Juden, die an Universitäten studieren durften, auf fünf Prozent der Gesamtzahl verringern. Später in seinem Leben sollte auch Sándor von antisemitischen Regelungen betroffen sein. Doch mit 13 Jahren beschäftigte ihn erst einmal etwas ganz anderes: Seine bevorstehende Bar Mitzwa ...

TEXT HÖREN



Sándors Daten schwarz auf weiß ...

mehr



In diese malerische Stadt zog Sándor im Alter von fünf Jahren ...

mehr



Nach seiner Bar Mitzwa galt Sándor als erwachsen ...

mehr



Sándor blieb nichts anderes übrig, als die Schule zu wechseln ...

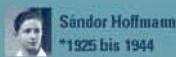
mehr



sándor

HATTE GUTE NOTEN,
ABER TROTZDEM
LAUTER VERBOTE
AM HALS.

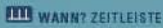
DU
BIST
anders?



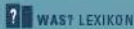
Sándor Hoffmann
*1925 bis 1944



WERT INFO



WANN? ZEITLEISTE



WAS? LEXIKON



ZEIGEN, WAS ICH DENKE



Wer von diesen jungen Männern ist Sándor?

Sándors Eltern versuchten trotz aller Widrigkeiten, ihm und seiner Schwester eine gute Ausbildung zu ermöglichen. Das bedeutete für sie eine erhebliche finanzielle Anstrengung. Da die Kinder in einer anderen Stadt zur Schule gingen, mussten sie für Unterkunft und Verpflegung aufkommen. Sándor dankte es Ihnen mit guten Noten, er war intelligent und ein fleißiger Schüler, ihm lagen vor allem Mathematik, Physik, Geschichte und Literatur.

Sándors Vater schrieb am 26. Juli 1943 voller Stolz in sein Tagebuch:

»Sanyi ist mit seinem ausgezeichnet bestandenen Abitur, Ja! mit einem sehr guten Zeugnis nach Hause gekommen, und jetzt sind wir vier beisammen [...] Die Kinder hatten sich tüchtig an die Arbeit gemacht, fleißig, ausdauernd und mit Lust gearbeitet, wahr ist: Sie bauten ihr eigenes Nest.
Wie Vögel im Sturm.«

Sándor träumte davon, nach seinem Abitur selbstständig zu werden. Mit seinem Notenschnitt hätte er auch durchaus die Technische Universität besuchen können. Die ungarischen Gesetze machten ihm dies jedoch unmöglich. Menschen wie Sándor waren an den Universitäten nicht mehr erwünscht; seit Mai 1939 durften noch maximal sechs Prozent der Studierenden jüdisch sein.

So musste Sándor sich nach etwas anderem umschauen. Es war frustrierend: Er hatte ein super Abi, konnte aber trotzdem nicht das werden, was er wollte. Für Juden in Ungarn wurde es zunehmend schwieriger, einen Job zu finden ...

TEXT HÖREN



Sándor und seine Schwester wollten um ihre Zukunft kämpfen ...

mehr



In diesem schönen Saal wurden Dinge beschlossen, die Sándor schadeten ...

mehr



Ungarn arbeitete mit den Nationalsozialisten eng zusammen ...

mehr



sándor

VERGAS BEIM KLETTERN,
SEGELN UND SCHWIMMEN
ALLES ANDERE UM
SICH HERUM ...

DU
BIST
anders?



Sándor Hoffmann
*1925 bis 1944

WER? INFO

WANN? ZEITLEISTE

WAS? LEXIKON



ZEIGEN, WAS ICH DENKE



Sándor und seine Freunde erklimmen
die Gipfel des ungarischen Mittelgebirges ...

Sándor versuchte so gut es ging, ein unbeschwertes Leben zu führen. Er unternahm in seiner Freizeit viel mit seinen Freunden. Oft trieben sie Sport, gingen klettern oder schwimmen. Auch mit seiner Familie verbrachte Sándor viel Zeit in der freien Natur. Das half ihm, die täglichen Diskriminierungen besser zu ertragen.

Nachdem es dem 18-Jährigen verwehrt worden war, an der Budapester Universität zu studieren, kehrte er 1943 zu seiner Familie nach Nagykanizsa zurück. Dort fand er Arbeit als technischer Zeichner in einer holzverarbeitenden Fabrik. Sándors Familie war glücklich, ihn nach jahrelanger Abwesenheit wieder zu Hause zu haben.

Sándors Vater János schrieb am 29. Januar 1944 in sein Tagebuch:

»Gestern haben wir Deinen 19. Geburtstag gefeiert, mein lieber Sohn, Deine Mutter und ich waren sehr glücklich, dass Du nach langer, vierjähriger Abwesenheit wieder hier, unter uns bist. Vielleicht ist es Egoismus, aber manchmal glauben wir, es war vielleicht doch kein Unglück, dass trotz unserer gigantischen Bemühungen Deine Aufnahme in die Universität nicht geclückt ist, weil wir so sehen: Du fühlst dich zuhause wohl, und wir meinen auch, diese Umgebung gereicht Dir in mancher Hinsicht auch zum Vorteil.«

Sándor machte aus seiner Situation das Bestmögliche. Er war durchaus zufrieden mit seiner Arbeit, die vielen Aufträge taten seinem Selbstvertrauen gut. Sein erstes Gehalt, das er als Technischer Zeichner verdiente, bot er sogar seiner Mutter an, um den Haushalt der Familie Hoffmann zu entlasten. Sándors Familie nahm dieses Angebot in Zeiten finanzieller Engpässe gerne an.

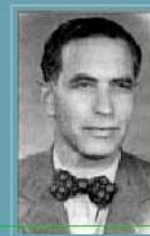
Sándor verlor die aktuelle politische Lage nie aus den Augen. Seine Schwester Judit berichtete später, dass er sogar überlegt hatte, als Partisan (Kämpfer im Untergrund) im Nachbarland Jugoslawien gegen die deutschen Besatzer zu kämpfen ...

TEXT HÖREN



Sándor wollte es nicht hinnehmen,
dass die deutsche Wehrmacht
das Nachbarland überfiel ...

[mehr](#)



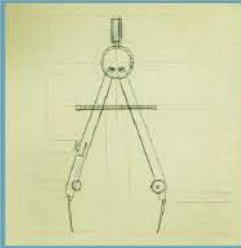
Sándors Vater János ging gerne
mit seinem Sohn segeln ...

[mehr](#)



Sándor ging gerne schwimmen ...

[mehr](#)



sándor

PLÖTZLICH
ÜBERSCHLUGEN
SICH DIE EREIGNISSE
IN SÁNDORS LEBEN ...

DU
BIST
anders?



Sándor Hoffmann
*1925 bis 1944



WER? INFO



WANN? ZEITLEISTE



WAS? LEXIKON



ZEIGEN, WAS ICH DENKE



Sándor und seine Schwester: Judit hatten ein enges Verhältnis ...

Im Frühjahr 1944 besetzte die deutsche Wehrmacht auch Sándors Heimatstadt. Die Juden Ungarns waren bis zu diesem Zeitpunkt relativ sicher gewesen. Doch plötzlich überschlugen sich die Ereignisse. Bald mussten die Juden Ungarns einen gelben Stern tragen. Viele ganz alltägliche Dinge waren ihnen von heute auf morgen verboten. In den letzten Apriltagen passierte etwas Unfassbares: Sándor wurde zusammen mit seinen Eltern, seiner Schwester, seiner Großmutter und vielen anderen Juden in die Synagoge der Stadt gesperrt. Dort mussten sie einige Tage ausharren, unzureichend verpflegt, unter katastrophalen Zuständen.

Sándors Schwester Judit Varga-Hoffmann beschreibt diese Verschleppung folgendermaßen:

»Am 26. April 1944 kamen die Gendarmen, um uns ins plötzlich errichtete Ghetto von Nagykanizsa, das heißt in die Synagoge zu begleiten. Sie gaben uns eine halbe Stunde, um das Nötigste zu packen, dann brachen wir auf. Wir waren fünf, da die Mutter meines Vaters, die Witwe von Ignác Hoffmann, gerade bei uns war. Drei Tage später wurden wir, meine Eltern, mein Bruder und ich, in einen Viehwaggon getrieben. Sechzig Menschen wurden in einen Waggon gezwängt. Meine Großmutter Regina war vorläufig in der Synagoge geblieben; sie kam mit einem weiteren Transport nach Auschwitz und wurde direkt in die Gaskammer geschickt.«

Familie Hoffmann befand sich in einem der ersten Transporte, die Ungarn Ende April 1944 verließen. Ab Mitte Mai setzten Massentransporte ein. Unter der Leitung Adolf Eichmanns und mit Hilfe der ungarischen Behörden wurden über 437.000 Menschen innerhalb weniger Wochen nach Auschwitz-Birkenau deportiert. 437.000 Männer, Frauen und Kinder – das entsprach zahlenmäßig fast den gesamten Einwohnern der deutschen Stadt Duisburg. Für die Deportation und Ermordung so vieler ungarischer Juden erbaute die SS eigens eine Eisenbahnabzweigung ins Innere des Vernichtungslagers ...

TEXT HÖREN



In Auschwitz sahen sich Judit und Sándor zum letzten Mal ...

mehr



Auch die »Buna-Werke« gehörten zum Komplex Auschwitz dazu ...

mehr



Warum besetzten deutsche Truppen den Bündnispartner Ungarn?

mehr



So ging es in Ungarn weiter ...

mehr



sándors

SCHWESTER JUDIT
SORGTE DAFÜR,
DASS ER NIE
VERGESSEN WURDE ...

DU
BIST
anders?



Sándor Hoffmann
*1925 bis 1944



WER? INFO



WANN? ZEITLEISTE



WAS? LEXIKON



ZEIGEN, WAS ICH DENKE



Sándors Körper liegt nicht in seinem Grab ...

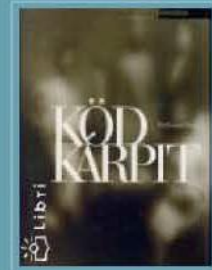
Viele Monate hatte Sándor in Auschwitz Zwangsarbeit leisten müssen. Er hatte die Kälte, den Hunger und die Schikanen durch die SS überlebt. Die sowjetische Armee rückte immer näher an den Komplex Auschwitz-Birkenau heran. Sándor und die anderen Häftlinge sehnten den Tag der Befreiung herbei. Erst sah es so aus, als ob Sándor Glück haben würde.

Doch die deutsche SS wollte möglichst wenig Zeugen in die Hände der Alliierten fallen lassen. Mitte Januar 1945 ließ die SS das Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau räumen. Unter den Häftlingen herrschte Panik. Wohin würden sie transportiert werden?

Bis zum Schluss sollten die Häftlinge unter der Kontrolle der SS bleiben. Sie waren immer noch Zwangsarbeiter, billige Arbeitskräfte für den deutschen Krieg. Möglichst viele sollten weiterhin für die Rüstungsindustrie ausgebeutet werden. Daher verschleppte die SS sie in Konzentrationslager auf deutschem Boden. Zehntausende Häftlinge mussten bei eisiger Kälte hunderte Kilometer zu Fuß zurücklegen. Aufgrund der unzureichenden Verpflegung waren die Menschen völlig entkräftet. Wer hinter den Kolonnen zurückblieb, wurde erschossen und am Wegesrand liegen gelassen. Aus diesem Grund gaben Überlebende den Märschen später den Namen »Todesmärsche«.

Sándor sollte mit dem Zug transportiert werden und wurde zunächst in einen schon überfüllten Waggon gepfercht. Als der SS klar wurde, dass die Waggons für die vielen Menschen nicht einmal annähernd reichen würden, zwang sie Häftlinge, unterwegs in unbewohnten Gegenden auszusteigen. Sándor wurde mit vielen anderen in einen Wald getrieben. Dort ermordete ein SS-Kommando sie mit Salven aus Maschinengewehren. Bis heute weiß man nicht genau, wo Sándor und die anderen Häftlinge verscharrt wurden. Möglicherweise liegt das Massengrab in der Nähe von Prag. Erst Jahre später erzählten zwei Überlebende des Massakers Sándors Schwester Judit vom Tod ihres Bruders ...

TEXT HÖREN



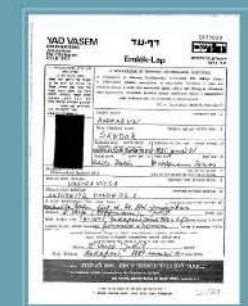
Nach ihrer Rückkehr nach Ungarn fand Sándors Schwester einen Familienschatz ...

mehr



Auf dieser Steintafel stehen auch die Namen von Familie Hoffmann ...

mehr



An Sándor erinnert ein einfaches Blatt Papier ...

mehr

Quelle: „Du bist anders?“ Eine Online-Ausstellung über Kinder und Jugendliche in der Zeit des Nationalsozialismus, www.dubistanders.de (11.02.2021). Hrsg. v. der Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas (Projektleitung: Dr. Constanze Jaiser)

V. Teilnehmendenliste aus dem Fachbereich SBE:

1. Kamil Alsaed
2. Ghader Asadzadehnoshahr
3. Aleksandra Cirstea
4. Maja Dawidowicz
5. Leonie Elshof
6. Stanley Findeisen
7. Sven-Ole Gottwald
8. Verena Heidemann
9. Carla Hildt
10. Kim Hofeditz
11. Jan Mardorf
12. Isabell Radau
13. Lea Rauch
14. Sophie Ressin
15. Josephine Schallehn
16. Gabriel Skrotzki
17. Liv Sommer
18. Julia Sprick
19. Sophie Steinmetz
20. Felix Sugint
21. Mara Welz